Wanderjahre

Willy Pastor

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Willy Pastor

Wanderjahre

Sociale Essais

Verlag von
Schuster & Loeffler

Berlin 1897.
SW. 46

Wanderjahre.

Digitized by Google

Von **Willy Pastor** erschienen bisher:

Donatello, eine evolutionistische Untersuchung auf kunsthistorischem Gebiet (Gießen, 1892, Verlag von E. Trenckmann).

Vom Kapitalismus zur Einzelarbeit, eine Streitschrift (Berlin 1892, Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht).

Abendschatten, Novelletten (Leipzig 1893, Verlag von E. Pierson).

Stimmen der Wüste, (Leipzig 1895, Verlag Kreisende Ringe; Max Spohr).

Der Andere, aus den Aufzeichnungen eines Dichters (Leipzig 1896, Verlag Kreisende Ringe).

Wana, Roman (Leipzig 1897, Verlag Kreisende Ringe).

Digitized by Google

Willy Pastor

Wanderjahre

Sociale Essais

Verlag von
Schuster & Loeffler

Berlin 1897.
SW. 46

Digitized by Google

Alle Rechte,
besonders das der Übersetzung,
vorbehalten.

Digitized by Google

Meiner Mutter

(RECAP)
3478
.462
.396
548560

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Vorwort	XI
Wanderjahre	1
Neue Ideale in der Technik	25
Zur Geschichte des Ackerbaues	62
Th. Hertzka's Freiland	74
Das Frauenrätsel	83
Judaea	120
Das „Lumpenproletariat"	146

Digitized by Google

Vorwort.

Es muß wohl wahr sein: wir leben heutzutage schnell. Nur wenige Jahre sind hin, seit ich das letzte der vorliegenden Essais niederschrieb. Und doch — —.

Ich denke an das Milieu, das mich umgab nach dem Abschluß dieser Arbeit. Ein stiller Ort in Berlins weiterer Umgebung. Ganz Idylle, ganz „Frieden auf Erden".

Es war ein prächtiger Frühling damals. Ich sehe noch das Meer von Blüten unter mir, und die feinen, schlanken Stämmchen, die ihre weißen Lasten kaum noch balanzierten.

Und dann die Menschen in den Gärten. Sie kehrten heim aus der Großstadt, erst wenn die Sonne anfing sich zu verstecken hinter den Windmühlenflügeln am Ende des Dorfs. Aber sie schienen nicht müde. Ein, zwei Stunden machten sie sich noch zu schaffen an ihren Beeten und Blumen, ehe die Lampe in die

Digitized by Google

Laube gebracht wurde. Dann kam die Familie zum Abendbrot zusammen, und das Leben des Tags verebbte langsam.

Über all den Bildern lag ein unendlicher Friede. Etwas von der reinen Harmonie der Ludwig Richter'schen Kunst. Es schien unmöglich, nicht selbst das Feierabendglück zu fühlen, das mit den ersten Sternen seine Augen aufschlug.

Noch weniger schien es denkbar, daß man nicht in das Leben und Schaffen des Tages hineinglitt, wenn die Sonne aufging über den Kiefern. Die Fenster meines Schlafzimmers sahen grade hinein in die Kiefernheide, und meine ersten Blicke beim Aufwachen verloren sich in ihre Unendlichkeit. Man hat die Kiefernwälder monoton genannt. Aber es ist die Monotonie des Meeres und der uferlosen Ebene. Die wildeste Gebirgsszenerie kann den grübelnden Geist nicht so anregen wie die erhabene Einsamkeit einer solchen Monotonie.

Und in dieser Einsamkeit hatte ich all die Schätze um mich her gestellt, die ich im Lauf einer langen Studienzeit gesammelt hatte. Eine erlesene Bibliothek, ein mächtiger Fachschrank mit Sammlungen graphischer Kunstwerke, an den Wänden eine Auswahl meiner Lieblingsbilder — wahrhaftig, an Anregungen geistiger Art schien hier nicht grade Mangel.

Digitized by Google

Und doch war eine Unluſt in mich gekommen, die ließ mich nicht froh werden, weder meiner Ruhe noch meiner Arbeit. In meinem Heim ſah ich den Lieblingstraum früher Jahre verwirklicht. Aber was ich die letzte Zeit geſehen und erlebt hatte, das entſprach ſo gar nicht den Anſchauungen jener Jahre. Ich fing an meine Vergangenheit zu haſſen. Und wie dieſe Vergangenheit ſich mir verkörperte in den Büchern und Bildern um mich her, in den Gärten unter mir mit ihren Obſtbäumchen und Beeten und ſelbſtzufriedenen Kleinbürgern, empfand ich allmählich eine ſtille Wut gegen den Frieden dieſer ganzen, ländlichen Idylle. Er tyranniſierte mich, er wollte mich hineinzerren in ſeine Kreiſe und ſich gleichmachen. Gegen ſolche Tyrannei gab es nur ein Mittel: rückſichtsloſer Bruch.

Es war Winter geworden inzwiſchen. Der Schnee fiel dicht, und das ganze Dorf lag ſo tief im Winterſchlaf, daß ich bisweilen glaubte, ich müſſe es ſchnarchen hören. Da hielt ich es nicht länger aus. Eines Tages verkaufte ich Alles was ich beſaß, unvorteilhaft genug, und ließ Vergangenheit, Idylle und Großſtadt hinter mir. An einem grauen Herbſttag hatte ich eine Schaar Zugvögel über die Kiefern hinfliegen ſehen. Das Bild kam mir ins Gedächtnis: aufs Gradewohl machte ich mich auf nach Süden.

Digitized by Google

Was ich dort trieb, wie ich das folgende Jahr zubrachte, ist gleichgültig. Genug, daß ich wiederkam als wacher Mensch mit offenen Augen, und daß ich nichts mehr fürchten brauchte, auch Vergangenheit und Idylle und Großstadt nicht. — —

Es giebt einen Typus halbsomnambuler Menschen, die wie im Traume durch den Tag und sein Leben hingehen. Ihrer sinnlichen Auffassung fehlt die Anziehungskraft, ihre Erfahrungsbilder sind farblos, und auf Menschen verstehen sie sich schon garnicht. So hat ihr ganzes Dasein scheinbar nur die Bestimmung, sich spurlos zu verlieren in den Winkeln irgend eines anspruchlosen Berufs.

Aber auch nur scheinbar. Denn einen Punkt hat ihre sensitive Seele, in dem ist sie mächtiger als aller Geist der virtuosesten Persönlichkeit. Man möchte dies Etwas Weltanschauung nennen, wäre es nicht so formlos ungreifbar, wie das ganze Innenleben der Halbsomnambulen. Eher der Stoff zu einer Weltanschauung. Nie können ihn die, in denen er sich bildet, in klare Worte umsetzen. Und doch teilt er sich den Personen ihrer Umgebung in irgend einer Weise mit, wie eine unsichtbare Ausströmung fließt er vom Einen zum Andern hinüber, bis er endlich Eingang findet in den starren Seelenformen eines Ganzwachen, und sich hier kryställisiert zu einer klaren künstlerischen oder philosophischen Offenbarung.

Digitized by Google

Man denke sich dieses Hinüber vom Einen zum Andern beschränkt auf die verschiedenen Persönlichkeiten, die die Entwicklung in einem und demselben Menschen bisweilen folgen läßt, und man hat den Gesichtswinkel, unter dem die vorliegenden Essais betrachtet sein wollen.

Ich suche mich zurück in die Jahre meiner Kindheit. Nirgends eine Stelle, an der sich ein scharfumrissenes Bild vordrängte. Überall die Schleier jenes magnetischen Traumes, gelöste Formen und fließende Linien. Wie nur irgend ein Halbsomnambuler schien ich verurteilt zu dem Leben im Zwielicht.

Ich war denn auch mit meinem Schicksal schon vertraut. Das einzige Mittel, mit dem ich von meinem Innenleben Einiges nach außen projizieren konnte, war die Musik (versteht sich, die Musik aus zweiter Hand, nicht Schöpfung sondern Wiedergabe): es schien mir ausgemacht, daß der Tod mich von irgend einem bescheidenen Kapellmeisterposten der Provinz abholen würde.

Was mich vor diesem Los noch rechtzeitig bewahrte, war eine Krankheit. Der übertriebene Eifer im Klavierspiel hatte mir eine nervöse Erkrankung beider Arme zugezogen, die mir die physische Ausübung des Dirigierens unmöglich machte. Alle Heilversuche halfen nichts. Ich mußte sehen, mir auf andere Weise eine Existenz zu gründen, und ich wählte die Schriftstellerlaufbahn. Hier

Digitized by Google

hatte ich, wie mir damals wenigstens schien, am wenigsten die Riffe und Klippen zu fürchten, durch die ich mich mit meinem Hang zur Einsiedelei so schlecht durchzulavieren wußte.

Damit war die Bahn frei geworden für den Anderen in mir. Was den Kernpunkt meines Wesens ausmachte, dieses intense kosmische Gefühl, mußte ich lernen in scharfe Worte umsetzen. Das ehrlichste Wollen, die schönste Empfindung genügte nicht mehr: das neue Medium der Mitteilung verlangte neue Mittel.

Wie weit es mir seit jenen Tagen gelungen ist, diese Mittel in meine Herrschaft zu bekommen, kann ich nicht entscheiden. Sicher ist eins: nie habe ich so qualvoll mit der Welt in mir gerungen, als in den zwei Jahren, in denen das Buch hier entstand.

Die beste Darstellung einer Weltanschauung ist ihre Geschichte. Das, nur das konnte mich veranlassen, diesen Band sozialer Essais herauszugeben.

Berlin, Januar 1897.

Willy Pastor.

Digitized by Google

Wanderjahre.

Der Lehrling der alten Zunft, der zur Zufriedenheit der Innungsmeister seine Lehrjahre durchgemacht hatte, konnte nicht sogleich an das Meisterstück und die Gründung der eignen Werkstatt denken: zwischen den Lehr- und Meisterjahren stand die Wanderzeit.

Unter all den mannigfachen Gesetzen, die das Zunftwesen dem Gewerbe gab, scheint mir keines so einsichtsvoll wie dieses. Die ganze Selbstherrlichkeit der Zünfte, der Fleiß, die Empfänglichkeit ihrer Mitglieder wären undenkbar ohne dies eine Gesetz. Man sah, wie ein Mensch, der nie die engen Grenzen seiner Heimat verläßt, nur zu leicht oberflächlich im Denken, gleichgiltig im Arbeiten wird, wie dagegen die Bekanntschaft mit anderen Verhältnissen, der Verkehr mit fremden Leuten in fremden Ländern auch einen stumpfen Geist nachdenklich, beweglich macht. Man erließ jenes Gesetz in der Hoffnung, mit ihm das Gewerbe zu fördern. — Die Kultur der Renaissance zeigt, wie richtig man gefolgert hatte.

Und nicht sie allein: Überall, wo wir in der Ge-

Digitized by Google

schichte des Gewerbes eine Zeit der Blüte wahrnehmen, sehen wir eine Zeit der Wanderung, der Entfernung vom heimatlichen Boden den Meisterjahren voraufgehen.

Die Fremde besitzt eine erziehende Macht, sie erst weckt den ganzen Menschen und läßt ihn seine volle Thatkraft entfalten. Wir brauchen nicht gar zu weit zu suchen, um den Satz zu prüfen. Man kennt die Klagen unserer Arbeiter über die unerträgliche Konkurrenz fremder Elemente. Der Italiener, der Polacke, der Chinese sind innerhalb unserer Grenzen Arbeiter, die an Ausdauer die eingeborenen Kräfte weit übertreffen. Und diese selben Leute, die hier so fleißig, so bescheiden arbeiten, waren in ihrer Heimat als faul und störrisch verrufen. Der Tyroler in seinen Bergen, der Flachländer in der Ebene thun viel, sorgen sie gerade ausreichend für ihre Familie. In der Ebene jedoch zeigt derselbe Tyroler eine Arbeitskraft und Arbeitslust, die ein Beispiel nur findet in der Thätigkeit des Flachländers, den sein Geschick ins Gebirge verschlug. Große Scharen russischer Unterthanen — man nennt sie die „Sachsengänger" — kommen alljährlich in unsere östlichen Provinzen. Wie eine Ware transportiert man diese schmutzigen, verkommenen Gestalten über die Grenze. Kaum sind sie jedoch im fremden Land, und Monate, Wochen genügen, um andre Menschen aus ihnen zu machen. Bei einem Lohn, der dem Inländer das „Existenzminimum" nicht zu bieten scheint, erhalten sie sich gesund, beginnen ihre äußere Erscheinung zu pflegen, ja legen einen bedeutenden Sparpfennig zurück.

Digitized by Google

Die Fremde erzieht. Unsere ausländischen Arbeiter zeigen das Bild im Kleinen, die Geschichte der Kolonien im Großen. Soweit die Urkunden unseres Geschlechts zurückreichen, so weit bestätigen sie die Thatsache, daß die Kolonie das alte Mutterland an Fleiß, an Reichtum überragt. Die griechischen Städte der kleinasiatischen Küste waren wohlhabender als Altgriechenland; die größten Kapitalisten Altenglands können doch nicht so im Golde wühlen, wie die Börsenfürsten Jungamerikas. Von jeher waren es die Kolonien, die dem Handel, dem Gewerbe neue Quellen erschlossen. Je jünger die Kolonie, um so fruchtbarer ihre Thätigkeit. Haben sich die Kolonisten erst ganz ihrer neuen Heimat angepaßt, so werden sie gleichgiltig, nachlässig, wie der Eingeborene, der nie die Grenzen seiner engen Heimat verließ. Eine neue Zeit der Wanderung, der Heimatlosigkeit muß dann kommen, ehe wieder neue Meisterstücke möglich sind.

Ja, was wir so am einzelnen Menschen, was wir an Teilen eines Volkes wahrnehmen, ist das nicht bei ganzen Völkern — ja, ist es nicht bei unserm ganzen Geschlecht der Fall? Ist im Grund nicht unsere gesamte Kulturgeschichte eine Geschichte fortwährender Kolonisationen? Der zünftige Geselle wurde nicht eher Meister, als er seine Wanderzeit hinter sich hatte. Hat das Volk, das zur Nation werden will, nicht eine ähnliche Bedingung zu erfüllen? Sehen wir nicht immer eine Völkerwanderung voraufgehen, sobald ein Volk sich anschickt, sein Bestes zu geben? Griechenland war eine Kolonie; Rom war es. Unsere Vorfahren kamen

Digitized by Google

von Osten herüber. Die Wanderzeit des Mittelalters blieb Europa nicht gespart, als es eine eigene, *selbst*ständige Kultur haben wollte.

* * *

Wir überblicken die Geschichte der bekannten Völker und Zeiten: Allenthalben dasselbe eherne Gesetz, allenthalben die Wüste als Pforte des gelobten Landes.

So kommen wir an die Zeiten unserer eignen Geschichte, überblicken sie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart — und eine Ausnahme scheint sich zu zeigen. Seit dem Ende der Renaissance hat Europa eine Völkerwanderung nicht mehr gesehen. Auf ihrem Boden blieben die Völker, die Aufgaben zu pflegen, die der Gang der Entwicklung abwechselnd ihnen stellte. Und doch konnte eine neue Zeit des Gewerbefleißes erstehen, eine Zeit nie geahnten Reichtums. Wie, sollte hier wirklich eine Ausnahme sein? Oder sollten die Wanderjahre des Mittelalters gereicht haben, uns zu diesen Schätzen zu verhelfen? — Wäre dem so, so lebten wir bereits in einer Meisterzeit. Welcher ehrliche Denker aber möchte das behaupten?

Aber auch eine Ausnahme ist es nicht. Wenn die Kulturländer der Gegenwart Schätze sammeln konnten, größer, als man je sie kannte, so dankt sie das demselben verzweifelten Fleiß, der aus dem armen Sachsengänger einen kleinen Kapitalisten macht. Wir alle stehen noch tief in den Wanderjahren. Freilich, eine allgemeine Auswanderung aus dem großen, ge-

Digitized by Google

meinsamen Vaterland ist es nicht. Und doch ist es eine Entfremdung von der eigentlichen Heimat: war es früher der Völkerzug, die Kolonie, so ist es heute die Großstadt. Dieses Drängen und Gedrängtwerden aus der frischen, unmittelbaren Natur heraus, der dumpfen Großstadt zu, mit ihren Hunderttausenden, ihren Millionen Bewohnern, das ist es, was allein unser Gewerbe so heben konnte, was unsere Fabriken baute, unsere Börsenkapitalien sammelte: eine Entfremdung von der Natur, von der Heimat — ein Aufenthalt in der Fremde.

Ja, es ist die unwiderstehliche Flut einer allgemeinen Wanderung, die uns heute mit sich fortreißt. Und diese Wanderung ist vielleicht die größte von allen, die unser Geschlecht bisher erlebt hat. Die größte — und die trostloseste. Einzelne Stämme, einzelne Völker machten sich früher auf; heute ist der halbe Weltteil auf den Beinen. In Jahren, oft nur Monaten war man früher am Ziel; wir sind schon ein halbes Jahrtausend unterwegs. Und das merkwürdigste: Früher genügten einzelne hervorragend energische Männer, dem Strom seinen Lauf zu weisen; heute muß ein ganzes Volk alle seine Fähigkeiten aufs höchste spannen, um den wandernden Millionen den Weg zu zeigen. „Kapitalismus" heißt das Schlagwort, mit dem man unsere Wanderfahrt kurz bezeichnet: die geistigen Führer des Kapitalismus sind die Juden.

In keinem Volk hat der unruhige Wandergeist sich reiner verkörpert als im jüdischen. Ihre Geschichte hat ein Alter von viertausend Jahren. Nie sind sie in

Digitized by Google

dieſer Zeit eigentlich ſeßhaft geworden. Eine Meiſterzeit blieb ihnen für immer verſagt. Am Anfang *ihres* heiligen Buches ſteht die Erzählung von der Vertreibung aus dem Paradies, jene rührend ſchöne Sage, in der ein ferner Nachhall ihrer erſten Wanderzeit herüberklingt; am Ende desſelben Buches die verzweifelte, düſtere Geſtalt des Ahasver. Das ſind die Symbole dieſes unglücklichen Volkes, das vom Wandern nicht laſſen kann, das heute, wo ein gewaltiger Zug die Kulturvölker in Bewegung ſetzt, der ganzen, denkenden Welt ſeinen Geiſt einzugeben ſucht.

Man kennt ihn nur zu gut dieſen Geiſt, in den das Wandervolk ſein ganzes Ich hineingelegt hat. „Liberalismus“ nennen ihn ſeine Verteidiger. Was ihn hervorhebt, iſt jene einſeitige Bildung des Verſtandes, bei der ein religiöſer Sinn nicht gedeihen kann. Die heiligſten Güter ſind durch ſie verloren gegangen, und nicht einmal die Sehnſucht ſcheint mehr da, ſie wieder zu gewinnen. Das iſt der Fluch der Heimatloſen. Es klingt uns heute faſt wie eine Sage, wenn uns von ſo manchem Auswanderer erzählt wird, der in jungen Jahren arm ſeine Heimat verließ und nach langer Zeit als reicher Mann wieder heimkehrte, um in beſcheidener Zurückgezogenheit ſeine Tage dort zu beſchließen. Der Typus ſoll einſt die Regel geweſen ſein. Heute iſt er eine ſeltene Ausnahme. Im Lärm der Großſtädte, im wahnſinnigen Drängen und Stoßen im Kampf um's Geld verliert das Wort Heimat ſeinen Klang. Kein Verlangen mehr, aufs neue die Luft im Vaterland zu atmen. Man ſchwärmt nur noch

Digitized by Google

von dem Glanz, den Bequemlichkeiten des Auslandes und der Millionenstadt. Kehrt man ja einmal nach Hause zurück, so geschieht es aus Geschäftsrücksichten, bestenfalls zum Zweck einer Badereise. Worte der Herablassung, des wohlmeinenden Ratschlages — oft in gebrochner Sprache vorgebracht — ist alles was man dann von ihnen hört. Die Fremde macht aus den Auswanderern heute andre Menschen als einst.

Und bei alledem: zeigt sich irgendwo eine Aussicht, die uns Rettung aus dieser Wüste verspräche? Es ist wahr, der Schrei „Zurück zur Natur" ertönt lauter von Tag zu Tag. Aber ist es das erste Mal, daß eine unmittelbare Sehnsucht, eine schmerzliche Verzweiflung sich in diesem Schrei Luft machte? Vor einem Tolstoi hat ein Rousseau gelebt, vor einem Rousseau ein Savanorola. Und was war die Frucht ihrer Lebensarbeit?

* * *

Wir überblicken die Geschichte unseres Geschlechts von diesem Standpunkt — und ein verzweifelt einförmiges Bild scheint vor uns aufzusteigen. In weiter, nebelgrauer Ferne sehen wir unsere Vorfahren von Asien herüberkommen. Was trieb sie auf die Wanderschaft? Waren es Abenteurer wie die Portugiesen, die Amerika aufsuchten? Waren es überflüssige Sklaven wie die Juden? Waren es beutelustige Heroen? Wir wissen es nicht. Eins nur ist gewiß: es litt sie nicht in der Heimat, sie wanderten aus, sie suchten ein neues Stammland. Europa gab ihnen endlich, was sie suchten.

Digitized by Google

Lange mochten sie gewandert sein, mochten auf eine Meisterzeit gehofft haben. Es kam anders. Kaum hatten sie die neue Heimat kennen gelernt, kaum ihre Bräuche und Einrichtungen dem veränderten Himmelstrich angepaßt, um endlich in Ruhe zu leben, als wieder der alte Dämon erwachte. Der Bruder trennte sich vom Bruder, entschlossen, abermals eine neue Heimat zu suchen. Er findet sie. Wieder muß er, nach aller Qual und Entbehrung der Wanderschaft, alte Gewohnheiten ablegen, liebgewordenen Göttern abschwören. Alles nimmt er auf sich, was der neue Boden von ihm verlangt. Er fängt wieder von vorne an, wird wieder Lehrling. Endlich hat er sich unter unsäglichen Anstrengungen zum Meisterstück durchgerungeu. Großer Wohlstand blüht im Lande auf, geistige Elemente werden wach, vas religiöse Leben nimmt edlere, reinere Formen an. Nun glaubt er der Erde genug gethan zu haben, er glaubt sie lieben zu dürfen, und unter dem sehnsüchtigen Rufe „Rückkehr zur Natur!“ nähert er sich ihr — da stößt sie ihn zurück und alles was er that führte nur dazu, ihn selbst das traurige Los erfahren zu lassen, dem einst seine Ahnen entgegen gingen, damals als er sie verlassen mußte. „Entbehren sollst du, sollst entbehren!“ gellt ihm der ewige Gesang in die Ohren.

Wie den Kehrreim jener alten, schauerlich finsteren Balladen hören wir ihn immer wieder. Mag der Inhalt der Strophe jubeln oder klagen, hoffen oder verzagen — jener Kehrreim erscheint unerbittlich wieder und breitet mit seiner düsteren Gleichförmigkeit ein ödes Grau über das bunte Farbenspiel der Verse. Ist unsere

Digitized by Google

ganze Geschichte nicht eine solche Ballade? Tönt nicht auch durch ihre hellsten Melodien immer wieder ein dumpfer grollender Grundton hindurch? „Entbehren sollst du, sollst entbehren!“

Es ist, als ob wir am Meeresstrand Welle um Welle dem Strand zueilen sähen. Jede einzeln wie voller Hoffnung aufbrausend, hastig dem Strand entgegenstürmend, lang gestreckt, mit offenen Armen gleichsam, als ob sie die ganze Erde umarmen wollte — und jede einzelne still im Sande verrinnend, zertreten von der folgenden Welle, die ebenso freudig heranstürmt und ebenso lautlos hinsinkt. Ein „ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer“ — so erscheint dem rückwärts gewandten Blick die Geschichte.

* * *

Es ist der Fluch fast aller philosophierenden Geister, daß sie die Ereignisse der Geschichte nicht im Zusammenhang überblicken. Sie nehmen den Gesichtspunkt zu niedrig, sie sehen nur Bäume, keinen Wald. Kein Wunder, daß nur trostlose Gedankenbilder vor sie hintreten. In allem Lebendigen sehen sie nur den Todeskeim, sehen, wie alles Edle mit Füßen getreten wird, wie die plumpe Roheit immer wieder zur Herrschaft gelangt. Was können sie da für den Schwärmer, der sich dem Ganzen willig opfert, dem Phantasten, der noch an ein Göttliches glaubt, anders haben, als ein Lächeln des Mitleids? Sie wähnen sich auf den höchsten Höhen der Erkenntnis und glauben

Digitized by Google

sich berechtigt, selbstbewußt und spöttisch auf die Leidenschaften willensstarker, thatkräftiger Menschen herabzulächeln.

Ich muß, angesichts solchen Gebahrens, immer wieder eines armen Narren denken, von dem ich gelegentlich hörte. Jahrelang schon saß er im Irrenhaus, ohne Aussicht, je über die Mauern des Gartens hinauszukommen. Doch er vermißte die Freiheit nicht. War er doch überzeugt, daß er nur den Willen auszusprechen brauche, und die Mauern würden sich ihm öffnen. Aber das wollte er nicht. Denn in diesen dumpfen Räumen, hatte er seine Lebensaufgabe zu lösen. Er hielt sich für — den Irrenarzt und glaubte, er müsse die Kranken seiner Umgebung beobachten, am meisten aber den Unheilbaren, der jeden Morgen in die Anstalt kam und sich gebärdete, als sei Er der eigentliche Arzt. Fragte man den Ärmsten, warum er den „Doktor" so frei herumlaufen lasse, so meinte er, das sei seine spezielle Methode, er gebe dem Kranken möglichst viel Freiheit, damit habe er schon manches schöne Resultat erzielt.

Diese armen Narren, die den Männern der That so wohlmeinend zureden, die so selbstherrlich zu sprechen, so vornehm sich zu geberden wissen — ein gesunderes Geschlecht wird aus all ihren ruhigen Worten nur die Phantasie eines Fiebernden heraushören, und die wenigen, die sich einst mit ihnen noch beschäftigen, thun es nur dem „interessanten Fall" zulieb. Als solchen wird man den Kranken freilich zu würdigen wissen, den ein schlimmes Geschick in einen dunklen

Digitized by Google

Abgrund warf, und der, während er in der Tiefe langsam verblutet, über der Erde zu schweben glaubt.

Ja, grade heraus, nur wer dazu verdammt ist, ewig auf dem flachen Boden zu kriechen, kann bei jener trostlosen Auffassung der Dinge beharren. Wem noch Gesundheit genug blieb, auf die Berge zu steigen und von wirklicher Wolkenhöhe herunterzusehen, dem offenbart sich ein anderes Bild. Nicht, daß ihm eine der Erscheinungen entginge, auf die jener Typus hinweist; aber er sieht sie nicht als stets sich wiederholende Einzelbilder, sondern sie ordnen sich ihm in Gruppen, die verschieden sind in Farbe, in Form und Beleuchtung, die aber alle sich zusammenfügen, zu einem großen, harmonischen Gesamtbild.

* * *

Die ersten, ernsthaften Versuche, vom „Menschen im Urzustand" ein bestimmtes Bild zu entwerfen, fallen in die Vorzeit der französischen Revolution. Die Versuche waren kindlich genug. Man gefiel sich darin, den Urmenschen als ein ideales Geschöpf hinzustellen. „Alles ist gut, wenn es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, alles entartet unter der Hand des Menschen", lautete das Dogma. In den Urwäldern sah man englische Parks, in den Urmenschen sentimentale Schäfer à la Watteau.

Wenn die Naturforschung uns Einen großen Dienst geleistet hat, so ist es die gründliche, endgültige Beseitigung jener Anschauungen über unsere Vergangen-

Digitized by Google

heit. Sie all haben sich als liebenswürdige Irrtümer erwiesen — bis auf eine, die sich auch für die *neue* Zeit legitimieren konnte, und die jetzt so unbestritten gilt, wie je vorher. Das ist die Behauptung, daß die ersten Menschen im engsten Zusammenhang mit der Natur standen.

Aber wieviele Verbesserungen mußte selbst diese Behauptung sich gefallen lassen! Der Urmensch Rousseaus war ein überaus gebildeter und empfindsamer Herr, der sehr schön über Natur und Moral zu sprechen wußte und gewiß mehr als eine Ode „an die Natur" in künstliche Verse gebracht hatte. Die Charakteristik, die Darwin vom Urmenschen giebt — eine Charakteristik, die seitdem von unzähligen Reisenden bestätigt wurde — lautet doch etwas anders. Der enge Zusammenhang mit der Natur wird anerkannt. Aber das Verhältnis zwischen Mensch und Natur ist ohne jede feinere Beziehung. Wohl weiß auch der Urmensch, daß es des Tages hell, des Nachts dunkler ist, aber es fällt ihm darum doch nicht ein, sich für die Sonne zu begeistern und im Mondschein zu schwärmen. Wie ein Vieh nährt er sich von den Früchten des Bodens, ohne sich um das eigentliche Wesen dieses Bodens zu kümmern. Was galt ihm das Fleckchen Erde, auf dem er geboren war! Was diesem Fleckchen Erde seinen besonderen Charakter gab, davon hatte er keine Vorstellung. Er kannte keinen anderen Himmelsstrich, der ihn durch den Gegensatz darüber belehrt hätte.

In diese Zeit fallen die ersten, großen Wanderjahre unseres Geschlechts. Wann es geschah, wie die

Digitized by Google

Idee sich entwickelte und die Massen sich zusammenfanden, wer sie leitete — kein Lied, kein Heldenbuch meldet davon. Genug, daß die Thatsache feststeht, und daß wir über ihre Folgen unterrichtet sind. Die ersten Naturreligionen fassen diese Folgen in idealer Weise zusammen. Die Geschichte der Religionen ist die Geschichte des Menschengeschlechts. Diese Geschichte aber ist nichts anders, als die lange Erzählung, wie der Mensch sich der Natur näherte.

Hier fassen wir das rettende Band, das uns einen sicheren Weg durch das Labyrinth der Entwicklung unseres Geschlechts führt. Lassen wir es fallen, so sind wir verloren. Es ist umsonst, daß wir noch weitergehen. Immer wieder kommen wir auf unseren Ausgangspunkt zurück, vergebens machen wir uns müde und am Ende müssen wir jenen Weisen recht geben, die am Ausgangspunkt stehen bleiben, die uns warnen von der Stelle zu gehen und uns mit überlegenem Lächeln begrüßen, wenn wir ermattet und hoffnungslos zurückkehren.

Zwei große Abschnitte gliedern jene Erzählung. Im ersten sehen wir die Völker Asiens, im zweiten die Europas als handelnde Personen auftreten.

Die orientalischen Religionen, die ihre höchste Ausbildung in der griechischen Weltanschauung fanden, sehen in allen Naturerscheinungen nichts als die Äußerungen persönlicher, menschen- oder tierähnlicher Wesen. Es ist der erste Versuch, die Natur sich verständlich zu machen. Mensch und Tier sind vorerst noch das Einzige, was der Mensch einigermaßen begreift. Mit Hilfe dieser

Digitized by Google

bekannten Größen sucht er alle die Unbekannten zu lösen, die die Natur ihm vorlegt. Es donnert: er hört das dumpfe Grollen eines zürnenden Menschen. Es blitzt: das flammende Auge eines Feindes scheint ihm zu drohen. Ein Wildbach stürzt vom Felsen: nur ein ihm gleiches Wesen kann so wild aufbrausen, so unbarmherzig alles zertreten was ihm in den Weg kommt. Tag und Nacht, Sommer und Winter werden als Personen gedacht, in deren Gewalt es steht, die Erde zu beleuchten oder zu verfinstern, zu erwärmen oder zu erstarren; unsichtbare Könige gleichsam, deren jeder sein eigenes Regierungssystem hat die Erde zu beglücken, und die in fortwährendem Kampf einander die Herrschaft streitig machen. Menschen und Tiere sieht man überall. Sie bildet man, will man die Naturkräfte sich faßbar vor Augen führen, um ihnen, den Unberechenbaren mit Opfern zu schmeicheln wenn sie zürnen. Der Grieche, auch hier der „Sohn des alten Mutterlandes Asien", giebt dem ganzen System seine äußerste Vollendung. Berge, Flüsse, Bäume, Quellen: in allem denkt er sich menschenähnliche Wesen. Er formt eine Porträtbüste mit verschwimmenden Zügen und wellenförmigen Locken, wenn er das Meer, einen Kerl mit Hörnern und Bocksbeinen, wenn er das Leben auf der Weide darstellen will; das ist *seine* Landschaftsmalerei.

Soweit gehen diese ältesten Versuche, alles was außer dem Menschen da ist durch eine Vermenschlichung sich nahe zu bringen, daß man selbst natürliche Vorgänge, die man selbst veranlaßt, personifiziert. Nicht nur beim Donnern und Blitzen sind Dämonen im

Digitized by Google

Spiel. Auch zum Beispiel „wenn man rudert, ist es nicht das Rudern, was das Schiff vorwärts bewegt, sondern Rudern ist nur eine magische Ceremonie, durch die man einen Dämon zwingt, das Schiff zu bewegen.“ Noch heute können wir solche Anschauungsweisen bei niederen Völkern beobachten. „In Indien pflegt (nach Lubbock) ein Tischler seinem Hammer, seinem Beil und den übrigen Werkzeugen Opfer darzubringen; ein Brahmane behandelt den Stift, mit dem er schreibt, ein Soldat die Waffen, die er im Felde braucht, ein Maurer seine Kelle, ein Arbeiter seinen Pflug in gleicher Weise.“ (Nietzsche, „Menschliches, Allzumenschliches“.)

Der Araber giebt seinem Schwert einen Namen; der Sulu charakterisiert das verwesende Fleisch mit den Worten: „dies Fleisch sagt pfui.“ Ja ist von alledem nicht etwas in die Anschauungsweise der Gegenwart herübergeflossen? Wir sprechen von der „gewandten Feder“ eines Schriftstellers, dem „geistreichen Pinsel“ eines Malers. Übertragen wir schließlich nicht auch menschliche Thätigkeiten auf die Natur, wenn wir etwa von der „leuchtenden Sonne“, von „ragenden Bergen“, von „Sturzbächen“ reden?

* * *

Nachdem man so in ungezählten Wanderjahren die ersten, festen Vorstellungen von den Erscheinungen und Kräften der Natur gewonnen hatte, konnte die zweite, große Etappe der Menschheitsentwicklung, die europäische Kultur, ihren Anfang nehmen. Das Wesent-

Digitized by Google

liche der neuen Anschauungsweise besteht darin, daß man die Natur unmittelbar zu begreifen sucht. Der Umweg der Vermenschlichung wird unnötig. Man lernt die Natur aus sich selbst heraus verstehen, sieht die festen Gesetze in ihren unendlichen Erscheinungen, erkennt sie frei von den Willkürlichkeiten menschenähnlicher Dämonen. Der Mensch ist nun nicht mehr der Mittelpunkt, um den sich alle irdischen und atmosphärischen Erscheinungen drehen, sondern er verschwindet als ein unscheinbarer Bruchteil in der großen Natur. Das mußte man erkennen lernen, ehe jene große Geistesrevolution möglich wurde, die der Erde selbst im Weltall ihre richtige Stellung anwies. Erst als die Erde sich nicht mehr um den Menschen drehte, konnte man erkennen, daß die Sterne sich nicht um die Erde drehen.

Das Christentum ist es, das die erste, große That vollbrachte, das den Menschen die usurpierte Stellung im Weltall nahm und in der Verkündung einer unmittelbaren Naturerkenntnis seine Lebensaufgabe sah. Nirgend vielleicht zeigt sich seine europäische Aufgabe so deutlich wie hier. Dieses Ziel dürfen wir nicht aus den Augen verlieren, wollen wir nicht undankbar sein gegen die Religion des Mittelalters. Es ist wahr, ein Deutscher kann schwer etwas anderes empfinden als Wehmut und Zorn, sieht er, wie jene ganze unvergleichliche altgermanische Welt der Riesen und Zwerge, Nixen und Elfen, Hexen und Kobolde mit der rohen Macht des Schwertes zertrümmert wird. Aber seien wir ehrlich gegen uns selbst: so heilig uns all diese Sagen und

Digitized by Google

Märchen, die wir um nichts preisgeben möchten, als Gestalten der Poesie bleiben, so unerträglich würden sie uns, müßten wir sie als ernste, reale Erscheinungen fassen. Man mache die Probe, man verleihe nur einem jener romantischen Wesen gesetzmäßige Wirklichkeit, und man wird sich überzeugen, daß diese ganze Romantik uns um Jahrhunderte zurückwerfen würde, sobald sie als lebendige Anschauung auferstünde. Es würde uns ergehen wie jenem verschlagenen Wanderer, den sein Weg mitten in einen Zauberberg führte. Nur wenige Augenblicke hielt er sich hier, wo ihm die Märchenwelt greifbare Wirklichkeit wurde, auf. Aber als er wieder ins Freie trat, in die alltägliche Welt, sah er fremde Trachten und fremde Gesichter, und zu seinem Todesschrecken erfuhr er, daß viele Jahrhunderte zwischen den Welten lagen, die er soeben mit einem Schritt übersprungen hatte.

Ohne Bild gesprochen: Unser Mitgefühl, unsere Begeisterung wird immer dem Sachsenkönig folgen, dem unglücklichen Wittekind, der jene Fabelwelt so hartnäckig verteidigte: aber darum bleibt Kaiser Karl, sein grausamer, entsetzlicher Gegner, doch immer der Große; wir klagen mit den „Göttern im Exil", wir beugen uns vor ihrer gebrochenen Majestät: aber die Verläumdungen jener römischen Pfaffen, die eine Welt von Göttern in eine Welt von Teufeln umlogen, konnte unsere Kultur doch so wenig entbehren, wie der Ackerboden den Dünger. Das Schwert dort, die Lüge hier waren notwendig, einer Weltanschauung Bahn zu brechen, der die Natur in ihrer unmittelbaren Reinheit

Digitized by Google

erscheint, und die jener ganzen Massenherrschaft von Dämonen die Macht nimmt, um sie einem einzigen Herrscher zu übergeben. Ja, selbst diesem einen kürzt sie seine Kronrechte durch die konstitutionelle Verfassung einer Reihe von Naturgesetzen. (Galilei war der erste Aufsässige, der nach dieser Konstitution verlangte; er gab schließlich nach; aber die Revolution, die ihm folgte, war minder gefällig.)

Daß thatsächlich der Geist des Christentums zum unmittelbaren Verständnis der Natur führte, zeigen schon die ersten, ganz reinen Vertreter dieser Religion: die Einsiedler. Mit Unrecht hat man sie als bloße krankhafte Weltflüchtige dargestellt. Für den Orient und seine sonderbaren Heiligen mag das wahr sein. Daß aber im Abendland nicht stolze Weltverachtung, sondern ein tiefer Sinn für die Natur in die Einsamkeit trieb, zeigen die Örtlichkeiten, an denen die Einsiedler ihre Hütte aufschlugen.

Freilich, einstweilen konnte sich der neue Geist nur in wenigen Ausnahmen offenbaren. Die notwendige Vorarbeit für das ganze Europa war noch nicht durchgeführt. Kaum war man damit zu Ende, kaum hatte man in den Kreuzzügen die letzten Reste der alten Zeit von sich geschüttelt, als jene Ausnahmen zur Regel wurden. Auch hier ging Italien voran. Franz von Assisi machte den Anfang. Man kennt seine Hymnen, in denen das moderne Naturgefühl seine ersten schüchternen Äußerungen wagt. Was diese Hymnen verschweigen, was der Heilige nicht aussprechen konnte, aber doch fühlte, das sagt die Wahl der Landschaften,

Digitized by Google

die er für seine einsamen Andachten aufsuchte. Von ihm aus geht die Entwicklung in grader Linie weiter. Die mystische Schule, die an seinen Namen anknüpft, tritt zunächst auf. Dante, Petrarca, Äneas Sylvius folgen und fassen das Unaussprechliche in Worte. Die bildende Kunst leiht schließlich ihre Formen. Hier wieder allen voran Giotto, der Maler des heiligen Franz. Die Florentiner bilden seine Andeutungen weiter aus. Ein Leonardo wird möglich. In Venedig findet man bereits die Farben für die Glut der scheidenden Sonne.

Aber soviel auch Italien für die Erkenntnis der Natur that, so war ihm doch das entscheidende Wort nicht verliehen. Noch immer klingt im Naturgefühl der italienischen Renaissance, auch in seinen reinsten Äußerungen, ein leiser Nachhall jener alten Anschauung nach, die überall menschliche Wesen sehen muß. Welcher italienische Maler hätte gewagt, eine Landschaft nur um ihrer selbst willen ohne Figuren zu malen? In solche Einsamkeiten sich verlieren war dem Romanen nicht möglich. Dazu mußte erst die Hegemonie im europäischen Geisteskampf auf die Germanen übergehen.

Die Romantik der Minnesänger bildet den Ausgangspunkt. Hier freilich noch die alte Weise: durch alle Naturbetrachtungen sehen uns die schwermütig gewordenen Züge der altgermanischen Anschauung entgegen. Als aber das Gefühl weit genug durchgebildet ist, um von der bildenden Kunst gefaßt zu werden, steht der Entwicklung nichts mehr im Weg.

Digitized by Google

Schon im 15. Jahrhundert behandeln altdeutsche und altniederländische Maler die Landschaft als das Wesentliche, die Personen als nebensächliche Staffage. Zu Dürers Zeiten versteht man sich bereits auf die Vertiefung des Hintergrunds. Im 17. Jahrhundert vollends ist die Emancipation in der niederländischen Landschaftsmalerei zu Ende geführt.

Von der Liebe zur Natur, die in den Vorläufern der französischen Revolution lebt, zu sprechen, ist überflüssig. Man weiß davon. Man weiß ferner, wie tief diese Liebe in allen unsern Dichtern seit Herders Zeiten wurzelt, wie heute kein tieferer, selbständiger Geist mehr denkbar ist, der nicht irgendwie ähnlich fühlte. Immer allgemeiner, und zugleich immer unmittelbarer wird das Verständnis der Natur, die Liebe, die Sehnsucht zu ihr. Endlich, nach der endlos langen Fahrt, scheint das Land in Sicht. Sein Anblick giebt dem Schiffer, der in der trostlosen Wasserwüste fast erlahmte, frische Kraft, und nur eine bange Frage quält ihn noch: Wird das Land, das wir da sehen, uns auch erhalten können? Ist es nicht vielleicht nur unfruchtbarer Fels, der nur für kurze Zeit ein Obdach giebt?

* * *

Man hat Europa die Schule des Menschengeschlechts genannt. Der Ausdruck ist glücklich gewählt. In Europa lernte man alle die Aufgaben lösen, die der Mensch zu seinem Fortkommen nötig hatte, jene

Digitized by Google

feinen und immer feineren Arbeiten an dem Material, das der Orient mit seinen Weltreichen nur aus dem Gröbsten herausgearbeitet hatte. Zu diesen Aufgaben aber waren Volksindividualitäten nötig, die der Orient nicht nach dem Westen schicken konnte, die an Ort und Stelle erst zu bilden waren. Solche Individualitäten zu züchten und ihnen ihre Aufgabe zuzuweisen, das war und ist das Werk Europas.

Europa ist der große Hexenkessel, in den die Menschheit ein Rohmaterial nach dem andern hineinwarf und es zusammenkochte und umrührte, bis es schließlich die Speise hatte, nach der es verlangte. Unzählige Volksindividualitäten sind so aufgetaucht, unzählige versunken. Sie wurden stark, lernten ihre Aufgabe kennen, lösten sie und traten ab, um mit ihrem Blut das Volk zu stärken, dem die nächste Aufgabe bestimmt war. Wanderungen, und immer wieder Wanderungen waren dazu nötig, die richtige Mischung zu finden, die Nationen großzuziehen, die heute mündig werden und sich rüsten die letzten, großen Vorarbeiten eines reineren Menschenlebens zu vollenden.

Hier haben wir den Gesichtspunkt, der uns die Wanderjahre des Menschheit klar vor Augen legt. In dieses Bild sich versenken, in seine Geheimnisse eindringen, um schließlich den winzigen Punkt zu finden, an dem er seine Kraft einsetzen kann, das muß die Lebensaufgabe jedes ernsten, arbeitsamen Geistes sein. Das ist Religion. Nichts von jenen „mechanischen"

Digitized by Google

Theorien, von der Überweisheit jener gelehrten Herren, in denen das Gesetz der Beharrung so mächtig *wirkt*, daß sie irgend ein vorübergehendes Entwicklungsstadium, das in ihrem Kopf sich grade spiegelt, in alle Ewigkeiten verfolgen! Diese schwerfälligen Geister — es sind dieselben, die von den verbesserten Verkehrsbedingungen auf ein Weltbürgertum der Zukunft schließen — haben von den Wanderjahren, von der Entwicklung unseres Geschlechts eine Theorie aufgestellt, die dem verrotteten, flügellahmen Großstädter wohl schmeichelt, jeden gesunden Menschen aber anwidern muß. Es ist jene blasierte Theorie vom „Zug nach Westen". In diesem Zug sehen sie den Gang der Geschichte nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Zukunft. Nach Westen zog die Geschichte in der Vergangenheit: denn über Babel und Theben ging sie nach Athen und Rom; nach Westen zieht sie auch in Zukunft: von Paris und London nach Newyork und San Francisco, um schließlich vielleicht wieder in Babel anzukommen.

In Wahrheit hat die Geschichte nur Einen großen Zug nach Westen unternommen: den von Asien nach Europa. Von Babel nach Athen mag im Großen dieselbe Richtung beibehalten sein. In der europäischen Geschichte aber einen ähnlichen Weg nachweisen wollen, ist Doktrinarismus. Seitdem die Kolonisation Europas vollendet war und der junge Weltteil in der Geschichte Roms seiner selbst bewußt wurde, seitdem haben unsere Wanderungen anderen Zielen gegolten, und wollte man die europäischen „Kulturzentren" durch Linien verbinden, um dadurch

Digitized by Google

den „Gang der Geschichte“ zu veranschaulichen, so würde man ein wüstes Netz von Strichen bekommen, aber keine jener graden Linien, die sich auf der Tafel hinter dem Katheder so säuberlich ausnehmen.

Nein, Europa ist keine bloße Durchgangsstation auf der Route Babel — Athen — Newyork. So wenig die Eisenbahnen uns überflüssige Zeit gegeben haben, so wenig „schreitet der Gang der Entwicklung von Ost nach West.“ Mehr als einmal hat der zurückgebliebene Orient es versucht, diesen Gang fortzusetzen und nach Westen vorzudringen. Schon konnte, von solchen Versuchen mit veranlaßt, ein Zug nach Osten möglich werden: zur Zeit der Kreuzzüge. Größere Züge werden noch eintreten, wenn Europa seine Aufgaben gelöst hat, wenn die rückflutende Bewegung von der Stadt auf's Land möglich wird — wenn wir den Weg vom Kapitalismus zur Einzelarbeit gefunden haben.

Werden wir noch einmal die Anker lichten müssen?

Ja, aber nicht zu einer Fahrt ins Ungewisse, nicht als Männer des Kreuzes oder Schwertes: nein, als Verkünder jenes Evangeliums, dem das geistige Europa so selbstlos nachgeht, seit es denken gelernt hat, jenes noch unbestimmten, nur erst geahnten Evangeliums des „ethischen Lebens“, von dem Lagarde sagt: „Es besteht nicht im Besitze der Kultur, der Begabung, des Reichtums, sondern in etwas anderem: es kommt nicht auf jene drei, sondern auf das an, was mittels jener drei gearbeitet, geschafft und geworden wird.“

Digitized by Google

Keine Hoffnung, daß wir Lebenden dieſe Zeit noch ſehen werden. Aber den jungen Baum, deſſen Schatten und Früchte wir nicht mehr genießen ſollen, gleichwohl zu hegen und zu pflegen, das iſt es, was ich ein Leben in Gott nenne.

Digitized by Google

Neue Ideale in der Technik.*)

Als das Geburtsjahr der modernen Großinduſtrie betrachtet man das Jahr 1775. Es iſt das Jahr, in dem die erſte doppeltwirkende Dampfmaſchine zu gewerblichen Zwecken in Thätigkeit trat.

Welcher Gedanke wurde in der Erfindung Watts zur That?

Die übliche Kritik läßt uns mit der Antwort nicht warten: „Die Geldgier des Kapitals. Dasſelbe Prinzip, das die Cooperation, die völlige Abhängigkeit des Arbeiters geſchaffen hatte, ſchuf auch die Dampfmaſchine. Man hatte, nur um möglichſt viel zu gewinnen, die Arbeit des einzelnen zu einer bloß mechaniſchen Kraftleiſtung umgewandelt. Aber die Körperkraft des Einzelnen hat ihre Grenzen, ſie iſt nicht abſolut zuverläſſig. Lag es da nicht nahe, die Kraft des Menſchen durch die Kraft der Elemente zu erſetzen? Die Elemente wurden nicht krank, die Elemente konnten nicht ſtreiken — der Vorteil war augenſcheinlich.“

Nach dem, was wir bereits geſehen, haben wir nur wenig zu dieſer wohlfeilen Erklärung zu bemerken. Daß man auch ohne Dampfmaſchine das Koloſſalſte

*) Umarbeitung des 2. Teiles der Schrift: „Vom Kapitalismus zur Einzelarbeit“ (Berlin 1892, Verl. v. Puttkammer u. Mühlbrecht).

Digitized by Google

bieten kann, beweisen die Werke asiatischer Despoten. Auch der Kapitalist hätte diese Maschinen entbehren können. Er rechnete allerdings nicht mit willenlosen Sklaven, er konnte nicht befehlen, er mußte unterhandeln. Aber gab ihm die Entwicklung der Dinge, wie wir sie verfolgt haben, nicht eine Macht an die Hand, ähnlich der orientalischer Herrscher? Wuchs nicht sein Reichtum, sein Einfluß mit jedem neuen Werk? — Und selbst zugegeben, daß die Einführung der Maschinen in seinem Interesse lag, daß sie ihm noch höheren Gewinn in Aussicht stellte: Woher dieser unersättliche Heißhunger nach Geld? Wenn er genug erworben hatte, um frei zu leben, zuviel selbst, um es im üppigsten Leben zu vergeuden, und nun immer noch weiter spekulierte, Geschäfte einging, die sein ganzes Hab und Gut in Frage stellten: ist da nicht irgend ein tieferer Grund vorhanden, der auch den Kapitalisten zum willenlosen Werkzeug macht?

Ja, auch der Kapitalist ist eine bloße personifizierte Arbeitskraft, wenn auch in weiterem Sinn als der Tagelöhner. Der Bettler, dem die Bratengerüche aus der Küche des Großspekulanten entgegenströmen, mag glauben, alles Glück der Erde sei in dem Besitzer dieser Kostbarkeiten vereint. Ein höherer Standpunkt jedoch zeigt uns die Herren der haute finance in ihrer blinden Geldleidenschaft als ebenso bedauerliche Existenzen, wie jene Arbeiter, deren Lebensaufgabe es ist, die groben Bohrlöcher der Maschine nachzufeilen, Stunde um Stunde, Tag für Tag, jahraus, jahrein. Als der Kapitalist die Arbeitsteilung weiter und weiter trieb,

Digitized by Google

als er es dahin brachte, daß die Thätigkeit des Arbeiters maschinenmäßig einförmig wurde, da hatte er nur seinen Vorteil im Auge. Jawohl. Er selbst aber wurde getrieben von einer höheren Macht: dem Streben Europas nach Selbständigkeit der Individuen, ihrer Befreiung von rein körperlicher Arbeit. Soweit nämlich mußte die Teilung der Arbeit vorgeschritten sein, ehe man daran denken konnte, sie den Elementen zu überlassen. Der Mensch mußte zur Maschine geworden sein, ehe die Maschine die Arbeit des Menschen verrichten konnte.

Von England ging der erste Anstoß zur neuen Arbeitsweise aus. Nur von England konnte er ausgehen. Als der Kapitalismus zuerst auftrat, im Zunftwesen, residierte er in Deutschland. Deutschland, der Vorkämpfer der nordisch-germanischen Nationen, war von der Zeit begünstigt. Als jedoch das System der neuen, großeuropäischen Macht feststand, genügte Deutschland nicht mehr. Große Absatzgebiete wurden gesucht. Das Volk der Seefahrer, Spanien und Portugal, erschloß sie. Zum Dank ließ sich der Kapitalismus vorübergehend auf der Pyrenäenhalbinsel nieder. Aber nur vorübergehend: dieses Abenteurervolk verstand seine Gunst nicht zu würdigen. Holland wurde der neue Günstling. Doch auch Hollands Vermögen, über die Heimat hinaus in fernen Kolonieen seine Macht zu verbreiten, zeigte sich begrenzt. Von allen europäischen Völkern verstand es der Engländer am besten, fremden Klimaten sich anzupassen, in entfernten Weltteilen sich einzuleben, als wäre er zu Hause. Ungeheuere Kolo-

Digitized by Google

nieen konnte er auf diese Weise gründen, immer neue Gebiete konnte seine Seemacht dem Handel freigeben. So wurde Großbritannien das klassische Land des Kapitalismus. England hat zuerst die Teilung der Arbeit ins Äußerste verfolgt, England war die Heimat der Manufaktur, die Heimat des Newcomen, James Watt und Stephenson. Alle Sturmvögel, die das aufziehende Wetter der neuen Zeit vor sich herjagte, kamen vom Kanal herüber.

Ein tiefes Studium aller Naturerscheinungen war das erste Ziel, das der Kapitalismus oder vielmehr die hinter ihm stehende Triebkraft sich setzte.

Das Studium der Naturerscheinungen hat gewiß schon lange vordem die Menschen beschäftigt, und der Ben-Akiba-Weisheit unserer Gelehrten wird es nicht schwer sein, bei jeder der nachfolgenden Erfindungen eine stattliche Anzahl von „Vorläufern" und „Beeinflussungen" aufzuspüren. Das Unterscheidende jedoch, das Neue, für das ein ernster Forscher keine Parallele in irgend welcher vergangenen Zeit findet, ist der Zweck, den man diesmal mit der naturwissenschaftlichen Beobachtung verband. Es war die große Frage, die seit der Renaissance ganz Europa beschäftigte, die Frage: „Wie ist es möglich, den Menschen von der rein physischen Arbeit zu befreien und diese anorganischen Naturkräften zu übertragen?"

Die erste Naturkraft, die man nutzbar zu machen suchte, war die Schwerkraft, von allen die einfachste und am leichtesten zu berechnende. Wir alle kennen die Pendeluhr. Sie zeigt uns, wie es möglich ist, die

Digitized by Google

Schwerkraft eines langsam und stetig sinkenden Körpers in eine bestimmte Bewegung zu übersetzen, das heißt, ihr eine bestimmte Arbeitsleistung zu übertragen: das Gewicht vertritt die Naturkraft, die Pendelbewegung die entsprechende Arbeitsleistung. — Die Geschichte der Uhrenfabrikation zeigt uns, wie eingehend man sich grade damals mit der Verwertung und Berechnung der Schwerkraft beschäftigte. Alle Erfolge dieser Bemühungen beschränken sich jedoch schließlich auf die Erfahrungen, die man hinsichtlich der sogenannten „Transmissionen" machte, jener Werke, in denen die Naturkraft gerichtet und zur endgiltigen Arbeitsleistung vorbereitet wird. Als eigentlich treibende Kraft für mechanische Arbeiten ließ die Schwere sich praktisch nicht verwerten. Will man z. B. einen Mechanismus bauen, der fünf Stunden lang die Arbeit eines Pferdes verrichtet, und dabei die Schwere eines sinkenden Gewichtes als treibende Kraft benutzen, so gehört dazu ein Gewicht von solchem Umfang, daß fünf Pferde eine Stunde arbeiten müßten, um es in die gehörige Höhe zu bringen.

Als ebenso untauglich erwies sich die zweite Naturkraft, an deren Studium man ging: das Beharrungsvermögen, wie es sich in dem Widerstand einer aufgezogenen Metallfeder zeigt. Auch hier mußte beim Aufziehen der Feder genau so viel Arbeit aufgewendet werden, als man später wieder herauszuholen wünschte, und so blieb auch diese Kraft beschränkt auf die minimale Arbeitsleistung, die zum Betrieb eines Uhrwerks nötig ist.

Nur mit zwei Elementarkräften ließ es sich einst-

Digitized by Google

weilen vorteilhaft arbeiten: mit Wind und Wasser. Man hatte sie schon längst als brauchbare Arbeiter erkannt, und die Erfindung der Wind- und Wasserräder ist älter noch als unsere Geschichte. Nur die Verbesserungen, die man der Form der Wasserschaufeln und Windflügel gab, zeigen, daß man sich jetzt gründlicher als zuvor mit den Naturkräften abgab. Immerhin konnte man sich hiermit nicht begnügen. Der Wind war zeitlich, das Wasser örtlich beschränkt. Sie waren noch unzuverlässiger als die Kraft des Menschen und Tieres, die man doch überall zu verschaffen und jederzeit zu verwenden wußte.

Da wurde man aufmerksam auf die Kraft des Wasserdampfes.

Man beobachtete, daß Wärme das Wasser ausdehnt, Kälte es zusammenzieht, daß Wasser, in einem überdeckten Topf erhitzt, einen Dampf erzeugt, der imstande ist, selbst den schwersten Deckel zu heben: das Prinzip der Dampfmaschine, die ganze moderne Industrie fußt auf dieser einfachen Thatsache. Wie selbstverständlich erscheint sie uns heute! Seit die Akademie der Olympier ihr außerordentliches Mitglied Prometheus als unwissenschaftlich dimmittiert hatte, mag man sie millionenfach beobachtet haben. Aber man beachtete sie nicht. Man sah bestenfalls ein Kuriosum, eine interessante Spielerei. Die Kreuzzüge mußten vorbei sein, ehe man in Europa diese Spielerei ernst nehmen konnte; der Kapitalismus mußte der Arbeit den letzten Rest des Persönlichen genommen haben, ehe man sie praktisch verwerten lernte.

Digitized by Google

Die Zeit, in der man endlich so weit war, war die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, der Ort, der am meisten dazu sich eignete, das schon erwähnte England, die entscheidende Erfindung Newcomens „atmosphärische Maschine." Ein noch plumper Apparat, den ein Kind leiten konnte, aber der eine Kraft von acht bis sechzehn Pferden barg. Er war der erste Triumph der Neuzeit.

Newcomens Maschine, nur tauglich für die allergröbsten Arbeiten, fand Verwendung fast nur im Bergwerk. Hier allerdings war ihre Thätigkeit vom größten Erfolg. Mit ihrer Hilfe gelang es, die Schachte doppelt so tief abzuteufen wie früher. Ungeheure Massen von Rohprodukten wurden gewonnen. — Sollte die Verarbeitung dieser Rohprodukte der Menschenhand allein zufallen? Sollten nicht auch hier elementare Kräfte arbeiten können?

Das Verdienst James Watt ist es, das Prinzip der Dampfmaschine so verbessert zu haben, daß die gesamte Industrie sich ihrer bedienen konnte.

Ein industrielles Gebiet nach dem andern lernte der Dampf nun für sich verwerten. Dieser elementare Arbeiter zeigte eine Leistungsfähigkeit, wie man sie nie geahnt. Die Produktion wuchs ins Ungeheure. Schon wieder mußte man neue Absatzgebiete suchen, den Verkehr beschleunigen. Auch diese Arbeit übernahm der Dampf. Er fuhr über die Länder und verteilte, was er eben erst geschaffen. Er fuhr schließlich übers Meer und bot seine Früchte jenseits des Ozeans an. —

Drei Jahrzehnte mögen es her sein, daß die

Digitized by Google

Grenzen der Leistungsfähigkeit des Dampfes sich etwa bestimmen ließen. Ein erster Zweifel an der Alleinseligkeit des Kapitalismus regte sich. Die Frage tauchte auf: ist es nicht möglich, diesen elementaren Arbeiter, der bisher nur den größten Betrieben gedient hat, auch dem „kleinen Mann" zur Verfügung zu stellen? Heute noch ist die Frage nicht endgültig beantwortet. Aber sie wird beantwortet werden; dem Einzelarbeiter wird die Elementarkraft aufhelfen, wie sie den Kapitalisten stürzen wird. Noch sind die Versuche unvollkommen, noch kann der Kapitalist mit höhnischem Lächeln darauf herabblicken. Doch es ist nicht das erste mal, daß man eine Macht erst verachtete, daß man sie fürchten lernte — daß man ihr unterlag.

Watts Erfindung steht deshalb so hoch über der des Newcomen, weil man mit ihrer Hilfe feinere Arbeiten zu verrichten imstande war. Der ganze Entwicklungsgang der Geschichte der Dampfmaschine seit Watt läuft darauf hinaus, die Richtung der Linie Newcomen—Watt weiter zu verfolgen. Lange ging man diesen Weg, ohne an eine Station zu kommen. Seit drei Jahrzehnten erst haben die Aussichten sich verbessert. Die „Kleinmotoren", deren Typus noch immer nicht ganz entwickelt ist, scheinen für die Zukunft bestimmt, Watts Maschine in der Industrie ebenso überflüssig zu machen, wie die des Newcomen.

Betrachten wir die Kleinmotoren genauer. Auf dem Weg vom Kapitalismus zur Einzelarbeit bezeichnen sie einen der wichtigsten Punkte.

Digitized by Google

II.

Das Schema, das allen Kleinmotoren gemeinsam ist, ist etwa dieses: Die bewegende elementare Kraft arbeitet in einem feststehenden, metallenen Cylinder. Im Innern dieses Cylinders befindet sich ein luftdicht schließender, aber verschiebbarer Kolben. Von diesem Kolben geht eine Stange aus, die mittelbar oder unmittelbar an eine Kurbel angreift, die ihrerseits mit der Axe eines großen Schwungrades in fester Verbindung steht. Bewegt sich der Kolben auf und ab, so wird die Kurbel und mit ihr das Schwungrad in drehende Bewegung versetzt.

Es ist wichtig, daß wir uns dieses bedeutende Prinzip, eine gradlinige Bewegung in eine kreisförmige zu verwandeln, klar vor Augen führen. Das Bild einer Nähmaschine mag uns zu Hilfe kommen. Bei der Nähmaschine haben wir am unteren Gestell ein Trittbrett und ein Rad, die beide durch eine Stange verbunden sind. Das Trittbrett wird in grader Linie auf und ab bewegt. Die Verbindungsstange greift mit ihrem oberen Ende an einen Kurbelzapfen so an, daß jene grade Bewegung schließlich zur Umdrehung des Rades führt. Genau so ist es bei den Kleinmotoren. Denken wir uns am unteren Ende der Nähmaschinenstange einen Cylinder mit einem verschiebbaren Kolben, denken wir uns ferner das untere Ende jener Stange durch ein Gelenkstück mit der oberen Kolbenfläche verknüpft, so wird die Auf- und Abbewegung des Kolbens im Cylinder zu einer Umdrehung des Schwungrads führen.

Digitized by Google

Das Bild der Nähmaschine können wir auch beibehalten, wollen wir uns veranschaulichen, wie der Kleinmotor seine bewegende Kraft auf die Arbeitsmaschine überträgt. Auf dem Tisch der Nähmaschine befindet sich eine völlig entwickelte Arbeitsmaschine. Der letzte Zweck derselben ist es, eine Nadel in bestimmter Richtung auf und ab zu bewegen. Durch Zwischenfügung verschiedener sogen. Transmissionen kann diese, etwa am linken Teil der Platte stattfindende Bewegung erreicht werden durch die Umdrehung eines Rades am rechten Teil der Platte. Damit ist der Kreis geschlossen. Ein einfacher Ledergurt macht es möglich, dieses Rad der Arbeitsmaschine zu verbinden mit dem Schwungrad der Bewegungsmaschine. Denken wir uns nun die Bewegung des Schwungrades ausgehend nicht von einem Trittbrett, sondern dem beschriebenen Kolbencylinder, so haben wir das Bild vollständig: Bewegt sich der Kolben im Cylinder, so dreht die Kolbenstange die Kurbel, mit dieser das Schwungrad; der Treibriemen läuft herum, das Hauptrad der Arbeitsmaschine rotiert, die Transmissionen setzen sich in Bewegung: das eigentliche Werkzeug verrichtet seine Arbeit.

Das wesentliche Problem ist also dieses: Wie ist der Kolben im Cylinder zweckmäßig in Bewegung zu setzen?

Unter den verschiedenen elementaren Kräften, die man zur Anwendung brachte, hat sich am wenigsten der Dampf bewährt. Die Dampfmaschine arbeitet unter um so günstigeren Bedingungen, je größer die Anlage ist. Schon deswegen empfehlen sich Dampfmotoren

Digitized by Google

grade für den Kleinbetrieb sehr wenig. Außerdem ist der Dampfkessel als leicht explodierender Apparat in kleinen Werkstätten nicht gut aufzustellen. Eine Reihe anderer Übelstände kommt dazu. Wird die Maschine in Gang gesetzt, verliert man Zeit; stellt man sie ein, geht Wärme verloren; ist sie im Betrieb, will sie aufmerksam bedient sein. Kurz, so vorteilhaft der Dampf im Großbetrieb ist, so unbrauchbar ist er für alle Kleinmotoren.

Weit mehr hat sich ein anderes Maschinensystem bewährt, das gleichfalls die Ausdehnungsfähigkeit der Luft durch die Wärme zum Ausgangspunkt nimmt: die sogenannte Heißluftmaschine. Der Dampfkessel ist weggelassen. Das Feuer brennt direkt unter dem Kolben im Cylinder. Ist die Luft genügend ausgedehnt, so schnellt der Kolben empor. In einer gewissen Höhe des Cylinders befindet sich ein Auslaßventil. Hat der Kolben diese Stelle passiert, so öffnet sich das Ventil, die warme Luft tritt aus, kalte dringt ein, nnd der Kolben fällt wieder. An die Stelle des Auslaßventils kann auch ein quergestelltes Rohr treten, das zu einem zweiten, von Kühlwasser umspielten Cylinder führt. Der Effekt bleibt derselbe: Abkühlung und Verdichtung der Luft, Niedersinken des Kolbens. Der physikalische Vorgang erfolgt schnell genug, um das Schwungrad in der Minute 100—140 mal in Umdrehung zu bringen.

Noch eine Reihe anderer Kleinmotoren, die völlig unabhängig und überall aufzustellen sind, hat die Technik konstruiert. Wir übergehen sie. Die Praxis hat gezeigt, daß ganze gleiche Bedingungen in der Konkurrenz

Digitized by Google

der Einzelarbeit mit den Großbetrieben auf diesem Weg vorläufig nicht zu erreichen sind. Die Einzelarbeit, man erkennt es immer mehr, muß sich zunächst noch in den Schutz großer Anlagen stellen. Eine einzige große Centralanlage, die eine Menge von Kraft auf einmal nutzbar macht, arbeitet billiger, als mehrere Kleinanlagen, die zusammen wohl dieselbe Kraft verbrauchen, aber sie einzeln herstellen. Ist es möglich, von großen Centralanlagen Kraft auf irgend einem Wege in die Werkstätten der Einzelarbeiter zu übertragen, so sind die Konkurrenzbedingungen für den Kleinbetrieb schon bedeutend günstiger. Verschiedene Versuche sind in dieser Richtung geschehen.

Die einfachste der von einer Centrale versorgten Maschinen ist der Gasmotor. Das Prinzip der Gasmaschine, wie es die Ingenieure Otto und Langen feststellten, ist folgendes: Der Cylinder ist wagerecht gestellt. Die hintere Seite ist bedeckt von einem Schieber, der durch verschiedene Zwischenglieder so mit dem Schwungrad verbunden ist, daß die Umdrehung des Schwungrades ihn hin- und herbewegt (umgekehrt wie beim Kolben und dem Schwungrad ist also hier eine rotierende Bewegung in eine gradlinige übersetzt). In diesem Schieber befinden sich verschiedene Ventile, durch welche chemische Substanzen dem Cylinder zugeführt und aus ihm wieder entfernt werden können. Die Rotation des Schwungsrades bringt nun den Schieber in vier verschiedene Stellungen, bei denen bald das eine, bald das andere Ventil geöffnet wird, bald alle geschlossen sind. Bei der ersten Stellung öffnen sich

Digitized by Google

zwei Ventile, durch die Luft und Gas eingeführt werden können. Bei der zweiten schließen sich alle Klappen. Bei der dritten öffnet ein Ventil einer Gasflamme oder einem elektrischen Funken den Zugang zum Cylinder. Bei der vierten endlich können durch das letzte Ventil die chemischen Substanzen aus dem Cylinder ausgestoßen werden.

Wird nun der Gasmotor durch Andrehen des Schwungrads in Bewegung gesetzt, so zieht sich zunächst der Kolben im Cylinder zurück und saugt durch die erste Ventilöffnung ein Gemenge von atmosphärischer Luft und Gas ein. Beim Weiterumdrehen schließen sich die Ventile, während gleichzeitig der Kolben vorgeht und in dem abgesperrten Cylinder das explosible Gemenge zusammenpreßt. Noch weiter, und das dritte Ventil öffnet sich. Die Gasflamme schlägt in den Cylinder, die Explosion erfolgt, der Kolben wird wieder zurückgestoßen. Geht er nun im ferneren Verlauf wieder vor, so stößt er durch die letzte Ventilöffnung die Gase aus dem Cylinder aus. — Hat man das Schwungrad einigemale umgedreht, so geht die Maschine von allein. Die Kraftleistung der Explosion im dritten Stadium ist stark genug, um den zweimaligen Hin- und Hergang des Kolbens zu sichern, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß das Schwungrad in der Minute bei größeren Maschinen bis 130, bei kleineren bis 230 mal rotiert.

Von einer eigentlichen Kraftübertragung ist beim Gasmotor noch nicht die Rede. Die Centrale liefert, indem sie den Motor mit Gas versieht, nur den zur

Digitized by Google

Krafterzeugung erforderlichen Stoff, während die Kraft selbst am Ort der Verwendung hergestellt wird. Eine direkte Kraftübertragung aber findet statt, wenn in einer Centrale Wasser oder Luft unter einen bestimmten Druck gesetzt wird, und das gepreßte Wasser, die gepreßte Luft durch Röhrenleitungen den einzelnen Werkstätten als Kraftquelle zugeführt wird. Beides hat man versucht.

Centralen zur Herstellung gepreßten Wassers für industrielle Zwecke wurden in dem ganz großen Maßstab, der solche Anlagen erst wirklich vorteilhaft macht, noch nicht gebaut. Es liegt jedoch ein Entwurf der Firma Hoppe in Berlin vor, der so ins Detail geht, daß man sich nach ihm ein Urteil über diese Art der Kraftversorgung bilden kann. Die Centrale — wir folgen hier der Beschreibung von Claußen: „die Kleinmotoren und die Kraftübertragung von einer Centrale" — liegt am Spreeufer und besteht aus drei Teilen. Eine Drahtseilbahn vermittelt den Übergang von der Spree zur Fabrik; auf ihr werden die Kohlen von den Spreekähnen zum Maschinenraum hinübergeführt. Den Maschinenraum, den Mittelbau des Ganzen, füllen zwei Reihen mächtiger Dampfmaschinen aus, die Feuerungen der Mitte des Gebäudes zugekehrt. Sie haben die Aufgabe, die Kraft zu erzeugen, die in den Preßpumpen in einen hohen Wasserdruck umgewandelt werden soll. Für diese Preßpumpen ist ein besonderes Gebäude eingeräumt. Sie stehen sich hier, ganz wie die Dampfmaschinen im Mittelraum, in zwei Reihen gegenüber. Vier Türme, die die Ecken des Preß-

Digitized by Google

pumpenhauses flankieren, umschließen die eigentlichen Kraftsammler oder „Akkumulatoren". Von ihnen aus geht das Rohrnetz in alle Winde, um in den einzelnen Werkstätten die Kolben eigens konstruierter Motoren zu betreiben.

Ganz ähnlich wie das Wasser hat man auch die Luft gepreßt und als bewegende Kraft für den Maschinenbetrieb verwendet. Eine großartige Anlage derart besitzt Paris. Die Centrale, am Seineufer gelegen, liefert eine Kraft von 10,000 Pferden. Große Dampfmaschinen üben hier ihre Wirkung ganz so auf Luftpumpen aus, wie im ersten Fall auf die Wasserpumpen. Die Luft wird eingesaugt, komprimiert und in große Luftbehälter, die den Wasserakkumulatoren entsprechen, gefördert. Von diesen aus geht das Rohrnetz nach den verschiedenen Stätten der Arbeitsleistung.

Die Pariser Centrale ist für alle derartigen Anlagen so lehrreich, daß sie jeder Ingenieur, der dem Kleinbetrieb im Konkurrenzkampf thätig beistehen will, eingehend studieren muß. Riedler, der beim Bau der Centrale beschäftigt war, hat eine Abhandlung geschrieben, die vorzüglich in diese Dinge einleitet: „Neue Erfahrungen über die Kraftversorgung von Paris durch Druckluft." Mehr freilich, als eine Feststellung der organisatorischen Gesichtspunkte, dürfte dieser ganzen Einrichtung, die soviel Geist und Zeit beansprucht hat, auf die Dauer nicht zu verdanken sein. Die Aufgabe der eigentlich bedeutenden Centralanlagen schon für die nächste Zukunft ist nicht die Produktion von Druckwasser oder Druckluft, sondern die von Elektrizität.

Digitized by Google

III.

Wie der heranwachsende Mensch seine Nahrung ändert, einen neuen Umgang sich bildet, nach neuen geistigen Beschäftigungen sucht, so auch wechseln unaufhörlich die Ideale der Völker. Die festen, ewigen Gesetze der Entwicklung stellen ihnen neue Aufgaben und heißen sie die Mittel suchen, diese Aufgaben zu lösen.

Unergründlich scheint der Reichtum der Natur an solchen Mitteln, unbegrenzt die Fähigkeit der Völker, sie richtig zu wählen und auszunutzen. Nichts erhebender, als ein Anblick der Weltgeschichte unter diesem Gesichtspunkte allgemeiner Entwicklung. Zu sehen, wie eine Rasse sich höher entwickelt als alle andern, zu erkennen, wie es gerade die Rasse ist, der die Natur ihrer Heimat die besonderen Fähigkeiten gab, die schwebenden Aufgaben der Entwicklung zu lösen, der Menschheit die Speise zu reichen, nach der sie verlangte — weiter zu sehen, wie die Völker der Rasse sich absondern, wie eines wieder in höherem Maße seiner Fähigkeiten sich bewußt wird, als alle andern: getragen von derselben Macht, die einst die Rasse blühen ließ — und immer weiter den Weg verfolgen, über die Schlachtfelder hinweg, durch die Nacht blinder Leidenschaften, an Barrikaden vorbei und stürzenden Altären, der aufgehenden Sonne des freien Individuums entgegen: welches Schauspiel wäre so erhaben, wie dieser Gang der Menschheitsentwicklung?

Unbegrenzt, sagten wir, scheint die Fähigkeit berufener Völker, die richtigen Mittel zu ihrem Fort-

Digitized by Google

kommen aufzuspüren. Nirgends vielleicht zeigt sich diese Fähigkeit so klar, so überwältigend, wie in der Geschichte der Erfindungen. Schon die Thatsache, daß wir in einer „Epoche der Erfindungen" leben, daß die modernen Kulturvölker ungeheure Summen von Geist für Erfindungen aller Art verschwenden, schon diese Thatsache ist ein beredtes Zeugnis: in den Erfindungen haben wir das geeignete Mittel zur Lösung unserer nächsten Aufgabe ausfindig gemacht, der Aufgabe, alle rein mechanischen Arbeitsleistungen von uns abzuwälzen. Will man noch deutlichere Zeichen, so verfolge man die engere Geschichte einzelner Erfindungen. Des Schießgewehrs zum Beispiel, oder des Kompaß, oder auch nur einer einfachen Arbeitsmaschine wie des Webstuhls. Wir warfen einen Blick auf die Geschichte der Dampfmaschine. Der Geist der Zeit hat in den Eigenschaften des Dampfes ein erstes Mittel aufgespürt, sich seinem Ziel zu nähern. Sofort wandten sich alle naturwissenschaftlich veranlagten Männer an ein Studium dieser Eigenschaften. Experimente wurden angestellt. Die gebildete Welt, einmal durch den Geist der Zeit aufmerksam gemacht, ließ es an Ermunterungen nicht fehlen. England hatte die Arbeitsteilung am weitesten durchgeführt, konnte zuerst an die Einführung einer Elementarkraft denken: in England arbeiteten die ersten Dampfmaschinen. Wieder eine jener wunderbaren Zuchtwahlen des Geistes der Zeit.

1775 wurde Watts Erfindung für die Industrie nutzbar gemacht. 1780 ist das Jahr der „zufälligen" Entdeckung des elektrischen Stroms durch Galvani.

Digitized by Google

Kann die Geschichte deutlicher reden? — Die erste Elementarkraft hatte man endgültig in den Dienst der Menschheit gezwängt. Aber man sah, daß der Dampf zu plump, zu ungelenk sei, auch die feinere mechanische Arbeit zu übernehmen. Dem Kapitalismus mochte diese Kraft genügen. Wie aber, hatte man den Kapitalismus überwunden? Hier konnte man nicht stehen bleiben, man mußte eine neue Kraft ausfindig machen, eine Kraft, die auch für die Zukunft ihren Dienst nicht versagte. Wieder ging es wie ein Ruf durch Europa, wieder suchten alle erfinderischen Geister und wurden aufmerksam auf die geringsten Naturerscheinungen. Galvani teilte seine Beobachtung mit: Sofort entdeckte der gesunde Instinkt in ihr das gesuchte Mittel.

Die noch so verbreitete Weltanschauung, die alle Umgestaltungen im Wirtschaftsleben zurückführt auf zufällige Erfindungen, zeigt sich hier in ihrer ganzen Oberflächlichkeit. Eine ununterbrochene Kette logischer Schlüsse zieht sich von Galvanis Beobachtung bis zu Edisons Erfindungen. Die Telegraphie, das elektrische Licht, die Nutzbarmachung ungeheurer Kraftquellen verdanken wir bereits der Elektrizität; weitere Erfindungen, ganze Kulturumwälzungen sind noch zu erwarten. Von Galvanis Beobachtung nimmt alles seinen Ausgangspunkt. Glaubt man wirklich, wir hätten nichts von alledem, hätte der Arzt Galvanis Gattin nicht zufällig Froschkeulenbrühe verordnet? — —

Zwei Jahrzehnte dauerte es, bis man sich das Wesentliche der neu entdeckten Kraft klar gemacht hatte. Die Konstruktion der Voltaschen Säule im Jahr 1800

Digitized by Google

bildet das Ende dieser ersten Epoche des Suchens. Eine seltsame Erscheinung, die in den folgenden beiden Jahrzehnten die Geschichte der Elektrizität beherrscht! Mit einer ganz merkwürdigen Hartnäckigkeit setzen es sich gerade die begabtesten Physiker in den Kopf, zu beweisen, die Voltasche Säule sei ein einfacher Magnet. Man widerspricht ihnen, sagt, ihre Anschauung sei un wissenschaftlich, sie gingen auf Irrwegen. Umsonst. Die bedeutenderen Geister lassen sich nicht stören, sie gehen weiter auf den Irrwegen — und sie gelangen zum Ziel.

Die Geschichte der Medizin kennt einige Fälle unerklärlicher Heilung, in denen der Kranke selbst nach irgend einem Mittel verlangte. Der Arzt fuhr zurück, als man ihm den Willen des Kranken mitteilte. Er warnte, bewies klipp und klar, das imaginäre Heilmittel sei in diesem Falle Gift. Der Kranke ließ sich nicht abbringen, nahm das Gift — und wurde gesund. An solche Fälle wird man erinnert, betrachtet man diese Epoche der Geschichte der Elektrizität. Man versteht erst nicht, was die Erfinder mit dieser Ansicht eigentlich wollen, begreift nicht, wie sie nach immer neuen Beweisen für ihre eigentümliche Meinung suchen können. Die Erscheinung wird uns verständlich, sehen wir ihre Resultate. Die Folge hat gezeigt, daß nur bei einer Verbindung von Elektrizität und Magnetismus der elektrische Strom als Kraftquelle nutzbar zu machen sei. Eine instinktive Ahnung dieser Thatsache war es, die den erfinderischen Geist in jene absonderliche Richtung hineinzwängte, eine Richtung, die Gelegenheit gab, nicht

Digitized by Google

nur die Natur des elektrischen Stromes, sondern auch das Wesen des Magnetismus tiefer zu ergründen.

Lange dauerte es, ehe man zu einem greifbaren Resultat kam. Da berichtete Örsted 1820 von einer Entdeckung, die er zufällig gemacht hatte. Bei einem Experiment mit der Voltaschen Säule hatte er bemerkt, wie der Platindraht, der beide Pole der Säule verband, einen kleinen, beweglichen Magneten in Schwankungen versetzte. Er ging der Beobachtung nach und es gelang ihm, sie in einem einfachen Versuch festzustellen: Bringt man einen elektrischen Leiter, einen Draht etwa, über einen beweglichen Magneten, Magnet und Draht in gleicher Richtung, und schickt den elektrischen Strom durch den Draht, so dreht die Magnetnadel sich um einen rechten Winkel, so daß sie jetzt also mit dem Draht die Form eines Kreuzes bildet.

Eine einfache Beobachtung. Örsted selbst war sich über ihre Bedeutung nicht klar; er ließ Zeit vergehen, ehe er sie veröffentlichte. Der Geist des Jahrhunderts sah schärfer. Nie hat in der Geschichte der Naturwissenschaften eine Entdeckung so viel Aufsehen erregt, wie die Örsteds. Angesichts dieser Entdeckung jubelte man auf, wie eine Schiffsmannschaft, die nach langer, vergeblicher Fahrt endlich das Land in der Ferne erblickt. In Örsteds Entdeckung, das fühlte man deutlich, war endlich das gefunden, wonach man so lange gesucht hatte. Man hatte ein Mittel, mit dem die neue Elementarkraft sich fesseln ließ. Die Hauptaufgabe war gelöst.

Man versteht, wie die Begeisterung über diese an

Digitized by Google

sich unscheinbare Beobachtung weit die über alle nun folgenden elektrischen Entdeckungen und Erfindungen überragen konnte. Nähert der Seemann sich dem Lande, so freut er sich wohl über die einzelnen Schönheiten der Küste, die sich beim Näherfahren ihm zeigen, aber keine dieser freudigen Überraschungen kann ihn doch so hinreißen wie das Gefühl, das er beim ersten fernen Anblick des Landes empfand. Örsteds einfache Beobachtung rief einen wahren Rausch von Begeisterung hervor: der Telegraph, das elektrische Licht, die elektrische Eisenbahn — man nahm und nimmt seitdem alles hin wie etwas Selbstverständliches.

Auch die beiden wichtigsten dieser Erfindungen, die Verwandlung mechanischer Arbeitskraft in elektrischen Strom und die Rückverwandlung des elektrischen Stroms in mechanische Arbeitskraft, Erfindungen, die berufen scheinen, eine neue Epoche im Industrieleben einzuleiten, auch sie nahm man auf, als habe man sie längst erwartet. Man hatte ein Recht dazu. Die Lösung der beiden Hauptaufgaben lag so sehr in der Luft, daß in beiden Fällen je zwei Erfinder unabhängig voneinander diese Lösung finden konnten: die ersten „Rotationsmaschinen" wurden 1832 gleichzeitig konstruirt von dem Franzosen Pixii und dem Italiener dal Negro; das „dynamo-elektrische Prinzip" entdeckten 1866 gleichzeitig Siemens in Berlin und Wheastone in London. Und will man diese Thatsache noch als „zufällig" erklären, wie kommt es dann, daß die ganze Entwickelung der dynamoelektrischen Maschinen thatsächlich eine bloße Weiterbildung jener „Marotte" der Vorläufer Örsteds

Digitized by Google

ist? Das Prinzip der Dynamomaschine — wir werden es noch im einzelnen kennen lernen — beruht darauf, einen elektrischen Strom durch Magnetismus, den Magnetismus aber durch Elektrizität zu erzeugen. Die Ausnutzung der gemeinsamen Punkte beider Erscheinungen, die sich hier zeigt, stammt in gerader Linie von jenen theoretischen Untersuchungen ab. Kann man da noch in Abrede stellen, daß die Erfindung der neuen Maschine längst erwartet war, daß sie nichts weniger als eine zufällige Erscheinung ist?

Die letzte entscheidende Beobachtung in der Vorgeschichte der elektrischen Maschinen ging aus von dem Engländer Faraday. Faraday ist der Entdecker des Prinzips der „Induktion“: Bringt man einen Magneten in die Nähe eines kreisförmig geschlossenen elektrischen Leiters, etwa einer Drahtrolle, so wird dieser Leiter im Augenblick der Annäherung von einem momentanen elektrischen Strom durchlaufen; und zwar gilt das Gesetz, daß positiver Magnetismus negative Elektrizität, negativer Magnetismus positive Elektrizität hervorruft. In dieser Entdeckung lag die Möglichkeit, mechanische Kraft in elektrischen Strom umzuwandeln. Die Annäherung und Wiederentfernung des Magneten erforderte mechanische Kraft. Es galt nur, diese Kraftleistung einer Maschine zu übertragen, die genügend schnell arbeitete, um die kurzen elektrischen Ströme so schnell folgen zu lassen, daß ihre Folge für die Praxis einem einzigen kontinuirlichen Strom gleichkam.

Die bereits erwähnte Rotationsmaschine des Pixii-dal Negro brachte die erste Lösung dieses Problems.

Digitized by Google

Die beiden Hauptbestandteile der Maschine sind ein hufeisenförmiger, in seiner Achse drehbarer Magnet, und über seinen Polen zwei fixierte drahtumwickelte Eisenkerne. Durch die Nähe des Stahlmagneten werden die Eisenkerne selbst magnetisch. Drehte man nun den Magneten um einen rechten Winkel, so daß Magnet und Eisenkerne außer Berührung kamen, so mußten die letzteren ihren magnetischen Charakter verlieren; die geschlossene Drahtrolle aber durchlief — nach jenem Gesetz der Induktion — in diesem Augenblick ein momentaner elektrischer Strom. Bei der weitren Umdrehung wiederholte sich das Spiel: Magnetisierung der Eisenkerne, Entmagnetisierung und Elektrisierung der Drahtspulen. Man brauchte also nur den Magneten hinreichend schnell umzudrehen, und man hatte einen elektrischen Strom, der durch gute Leiter von den Drahtspulen weg nach jeder beliebigen Richtung geführt werden konnte. Das wurde möglich durch Einführung eines Schwungrades, das durch Zahnräder, Kegelräder oder Riemenverbindung den Magneten drehte. Das Schwungrad wieder war leicht mit der durch irgend eine Elementarkraft geschaffenen Bewegung in Verbindung zu setzen (z. B. mit der Welle eines Wasserrades), so daß damit das Prinzip gegeben war, eine beliebige Naturkraft in elektrischen Strom zu verwandeln.

In den verbesserten Formen der Rotationsmaschine wurden nicht die Eisenkerne, sondern der Magnet fixiert. Es blieb sich gleich, ob man durch Umdrehung die Kerne den Polen, oder die Pole den Kernen näherte. Die Feststellung des Magneten war jedoch insofern ein

Digitized by Google

Fortschritt, als es nun möglich war, durch Aneinanderfügen mehrerer Magneten die stromerzeugende Kraft zu verstärken.

Aber selbst in der größten Vervollkommnung waren die Rotationsmaschinen Pixii-dal Negro noch immer zu kostspielig, um sich gewerblich nutzbar machen zu können. Eine Wendung trat erst ein, als es gelang, die beiden Hauptteile der Maschine, den Magneten und den Anker (so nennt man den zur Aufnahme der Induktion bestimmten Teil) in andrer Form einzuführen.

Die erste wesentliche Verbesserung des Ankers gelang dem Italiener Pacinotti im Jahre 1860. Statt der beiden Eisenkerne, die abwechselnd den Polen genähert werden, führte er einen drahtumwickelten Eisenring ein, der zwischen den Magnetpolen drehbar gehalten wird. Bei dieser Form des Ankers ist es nicht nur möglich, unter allen Umständen einen fortlaufenden Strom, sondern auch einen sogenannnten Gleichstrom zu erhalten. Bei den alten Rotationsmaschinen hatte der abwechselnd positive und negative Magnetismus „Wechselströme", d. h. abwechselnd negativ und positiv elektrische Ströme erzeugt; erst durch die Einschaltung eines besonderen „Kommutators" hatte man sie als gleichlaufend umwandeln können. Jetzt, wo die Drahtumwicklung des Rings ununterbrochen unter dem Einfluß der Pole stand, erhielt man unmittelbar auf jeder Seite des Rings Ströme gleicher Richtung.

Die Umgestaltung des zweiten Teils der Maschine, des Magneten, ging von England aus. Bereits 1830 hatte Spurgeon das Prinzip des Elektromagneten ent-

Digitized by Google

deckt: danach ist es möglich, einen Eisen- oder Stahlstab zu magnetisieren, indem man ihn mit einem isolierten Drahtgewinde umgiebt und durch dieses Drahtgewinde den elektrischen Strom schickt. Da diese abhängigen Magneten weit stärker sind als die selbstständigen, so mußten sie sich für die elektrischen Maschinen besonders gut eignen. Wilde in Manchester war der erste, der einen Elektromagneten in diesem Sinne verwandte.

Damit war man dem Ziel, dem man seit Örsteds Entdeckung, ja seit Galvanis Beobachtung nachging, bis auf einen Schritt nahe gekommen. Man hatte die gemeinsame Natur des Magneten und des elektrischen Stroms soweit zu einheitlicher Wirkung benutzen gelernt, daß man Maschinen konstruierte, die von einer elektrisch magnetischen und einer magnetisch elekrischen Kraft betrieben wurden. Nun galt es nur noch, diese beiden Teile der neuen Maschine so miteinander zu verbinden, daß sie von äußeren Apparaten unabhängig wurden. Bisher konnte man noch nicht eine besondere „Induktionsmaschine“ entbehren, einen Mechanismus, der einen Strom durch die Umwicklung des ruhenden Maschinenteils schickte, um ihn zu magnetisieren. Es fragte sich, ob man nicht auch diesen Apparat entbehren könne, ob die gemeinsamen Eigenschaften der magnetischen und elektrischen Natur nicht hinreichten, auch ihn zu ersetzen.

Wir erwähnten kurz das dynamoelektrische Prinzip, das 1866 gleichzeitig Siemens und Wheastone entdeckten. Dieses Prinzip ist eine Antwort auf jene Frage, eine bejahende Antwort. Zwei Thatsachen sind es, auf

Digitized by Google

denen es beruht: erstens die, daß eine einmalige Elektromagnetisierung genügt, um auch im weichsten Eisen auf die Dauer einen geringen Grad von Magnetismus zu hinterlassen; ferner die, daß ein elektrischer Strom stärkend auf einen Magneten, umgekehrt ein Magnet stärkend auf einen elektrischen Strom einwirkt. Sobald man diese Thatsachen erkannt hatte, war die Induktionsmaschine überflüssig geworden. Es genügte, durch die Drahtumwicklung des Magneten einmal den Strom zu schicken. Damit ist auf die Dauer ein Rest von Magnetismus gesichert. Dreht nun eine mechanische Kraft den Anker, so wird die Drahtumwicklung des Ankers elektrisiert. Zunächst nur sehr schwach. Aber der elektrische Strom wirkt stärkend zurück auf den Magneten, der Magnet wieder auf den Anker: so überbieten sich beide, bis sie die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit erreicht haben. Die „Dynamomaschine" war erfunden.

*

Der Dynamomaschine steht gegenüber der „Elektromotor". Der Elektromotor, im Bau der Dynamomaschine genau entsprechend, unterscheidet sich von dieser nur durch seine Aufgabe. Aufgabe der Dynamomaschine ist es, mechanische Arbeitskraft in elektrischen Strom zu übersetzen, Aufgabe des Elektromotors, den elektrischen Strom wieder in Arbeitskraft umzudrehen. Durch die Einrichtung des Telegraphennetzes ist uns bekannt, daß es möglich ist, den elektrischen Strom von einem Ort zum andern zu leiten. Diese Möglichkeit nutzt man in

Digitized by Google

der industriellen Verwendung der Elektrizität aus, indem man die an einem Ort, der großen, allgemeinen Kraftquelle, aufgestellten Dynamomaschine (oder -maschinen) mit den Elektromotoren an den verschiedenen Orten der Arbeitsverwendung verbindet. So ist es möglich, die Kraft eines Wasserfalls, z. B. durch Turbinen, auf eine Dynamomaschine, von dieser durch eine Kabelleitung an eine weit entfernte Stelle zu übertragen. Es sei nur erinnert an die Kraftübertragung Lauffen-Frankfurt zur Zeit der elektrischen Ausstellung in Frankfurt, Sommer 1891. An der endgiltigen Stelle der Arbeitsleistung ist es dann leicht, mit Hilfe eines Elektromotors den elektrischen Strom so zu einer Schwungradsumdrehung zu benutzen, wie man an der Stelle der Krafterzeugung eine Schwungradsumdrehung zur Hervorbringung eines elektrischen Stromes benutzt.

Als elementare Kraftquellen verwendet man fast ausschließlich nur erst die des strömenden und stürzenden Wassers. Diese Quellen zeigen sich allerdings sehr ergiebig. Bei Schaffhausen z. B. entziehen drei Turbinen dem Rheine eine Kraft von 1400, bei Genf der Rhone eine solche von 2200 Pferden (die letzte Zahl ließe sich bei besserer Ausnutzung genau auf das doppelte erhöhen); die volle Nutzbarmachung des Niagarafalls würde dem Gewerbe die Kraft von 16,800,000 Pferden stellen. Aber diese Elementarkräfte sind an einzelne Stellen gebunden. Leider ist es bis jetzt noch nicht gelungen, außer ihnen frei auftretende Naturkräfte in den Dienst der Dynamomaschine zu stellen. Man hat es beim Wind versucht, aber die Resultate sind noch

Digitized by Google

unvollkommen. Große Dampfmaschinen sind imm
noch die Hauptquellen für elektrische Centralanlage
Daß diese Quelle auf die Dauer nicht genügen kan
daß wir uns hier nur in einem Übergangsstadium b
finden, ist ohne Weiteres klar. Wir müssen uns neu
Naturkräfte zur Verfügung stellen, Naturkräfte, die a
keinem Ort, zu keiner Zeit versagen. Verschiedene dera
ließen sich anführen. Gelänge es zum Beispiel, di
kosmische Wärme zum Betrieb elektrischer Maschinen
verwenden, so hätten wir hier eine ganz unermeßlic
Kraftquelle. Hat man doch berechnet, daß 180 Billione
Tonnen Steinkohlen nötig wären, um die Wärme
erzeugen, die uns die Sonne jährlich spendet. Der G
danke, die Sonnenwärme zum Maschinenbetrieb au
zunutzen, klingt ungeheuerlich. Man befreundet sic
vielleicht mit ihm, bedenkt man, daß die Sonnenwärm
die Vorbedingung alles Pflanzenlebens, in unserer g
samten Flora in nur veränderter Form aufgespeiche
liegt, daß in jedem Kohlenfeuer thatsächlich nur g
bundene Sonnenhitze frei wird. Die Natur stellt u
Sonnenwärme von Jahrhunderten und Jahrtausend
zur Verfügung. Sollte die Technik nicht imstande sei
hier kürzere Wege einzuschlagen? Ist die Zeit der E
findung hier noch nicht reif, so lassen sich vielleicht e
andere elementare Kräfte ausnutzen. Die des Mond
etwa, dessen ungeheure Kraftleistungen auf unserer Er
sich in Erscheinungen kundgeben, wie Ebbe und Flu
Als nächste erreichbare Kraftquelle aber sei nochmal
auf die bereits erwähnte kosmische Elektrizität aufmerksa
gemacht. Sie findet sich unabhängig von Ort un

Digitized by Google

Zeit. Gelänge es, sie dienstbar zu machen, so wäre Ungeheures für die Decentralisation geleistet. Diese eine Entdeckung würde einen Wendepunkt unserer Kulturgeschichte bedeuten.

IV.

Der Mensch sinkt immer tiefer in der Achtung der Wissenschaft. Am Anfang unseres Jahrhunderts noch sprach man von ihm mit Achtung, ja Ehrfurcht: man sah etwas Göttliches in ihm. Aber schon drei Jahrzehnte später war es mit dem Gott im Menschen vorbei: man sah nur noch das Vieh. L'home dieu wich der bête humaine. — Auch das ist nun vorüber, und jetzt, da es mit ihm zu Ende geht, schwört das Jahrhundert dem Traum seiner Jugend ab, wie es dem Traum seiner Kindheit abgeschworen hat. Seine neueste Weisheit aber lautet: der Mensch ist eine Maschine.

Keine geringe Erkenntnis! Deutsche Gelehrte (vielleicht waren es auch deutsche Pharisäer) mußten ihren ganzen Mut, ihre ganze Ausdauer aufbieten, Das zu finden. Gottlob, daß wir es nun wissen: der Mensch ist kein Gott, der Mensch ist kein Vieh, der Mensch ist eine Maschine. Der Schöpfer hat sie mehr oder minder kunstvoll zusammengefügt, seine zweibeinigen Maschinen, jede einzelne für ihren bestimmten Zweck, dann zog er sie auf — und setzte sie in die Welt. Da stehen sie

Digitized by Google

nun und rasseln pünktlich und gewissenhaft ihren Gang ab. Morgens ins Kolleg, Mittags zur Bibliothek, Abends ins Studierzimmer. Die Glocke des Pedellen löst das erste Hebelwerk aus: gehorsam schnurren die Räder ihr Pensum ab, bis dieselbe Glocke den Hebel wieder einstellt. Vom Kirchturm schlägt es zwölf: wie es sich schickt für brave Maschinen, halten sie still und lassen sich einschmieren. Die Magd zündet die Petroleumlampe an: sofort blitzt auch auf dem blanken Metall das Licht, und während die Hämmer poltern und stampfen, während die Räder sausen und Riemen schwirren, greift alles gar wunderbar ineinander, verarbeitet das Rohmaterial, und statt der alten Bücher, die man oben hineingeworfen hat, kommt unten ein neues heraus. Sollte einmal die Maschine defekt werden, so hilft der Arzt, der Reparaturschuster des Herrgotts, bereitwillig nach, und das Werk geht wieder seinen alten Gang: Morgens ins Kolleg, Mittags zur Bibliothek, Abends ins Studierzimmer.

Ich gestehe, daß mir diese deutsche Schulweisheit nie sonderlich gefallen hat. Weit mehr behagte mir jene englische Lebensweisheit, die in den Maschinen vernünftige Wesen sieht. Jawohl, vernünftige Wesen. Und hat Darwin Recht, so können uns diese vernünftigen Wesen noch einmal recht unangenehm werden. Die Zeit ist vorüber, in der die Maschine noch ein unbeholfener kleiner Taps war. Die Maschine hat schon gehen gelernt, und fängt sie erst einmal an zu denken — gute Nacht dann, Brüder! Früher herrschte das Tier auf der Erde, heute herrscht der Mensch: einst wird die

Digitized by Google

Maschine herrschen, dieses Wesen, das an Charakterfestigkeit, Vollkommenheit, Göttlichkeit so weit über uns steht, wie wir über dem Tier. Ja, einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, da ein neues troisches Pferd, das sie gar vertrauensselig in die Stadt gezogen, mit einer Anzahl Maschinen wiederkommen wird. Vom Schrei des Todes werden dann die Mauern wiederhallen, die so lange Stand gehalten, beschützt von Trojas tapferen Helden. *Ἔσσεται ποθ' ἡμέρη* — laß dich warnen Ilion, Kassandra ruft! —

Wie gesagt, die Lehre von der Menschenmaschine scheint mir richtiger als die vom Maschinenmenschen, und es wäre vielleicht keine undankbare Aufgabe, wenn ein Techniker einmal über die Kraft- und Arbeitsmaschinen eine Physiologie und vergleichende Anatomie schriebe. Es würde ein unwissenschaftliches, aber es würde ein unterhaltendes und nützliches Buch werden. Eins freilich dürfte der Autor nicht scheuen: angestrengte Arbeit, nicht am grünen Tisch, sondern im Lärm und Staub der Fabriken. Die „einschlägige Fachlitteratur" versagt hier vollständig. Wir wagten soeben einen kleinen Streifzug ins Gebiet der Maschinenphysiologie. Man nehme mirs nicht übel, wenn wir jetzt von einem Einfall ins Gebiet der Anatomie vielleicht mit ganz leeren Händen zurückkommen. Aber es ist hier wirklich noch nicht viel zu holen.

Die Vorliebe moderner Schriftsteller für phantastische Utopieen ist zu allgemein, als daß ich es meinen Lesern verargen könnte, wenn sie den Ausführungen am Schluß des zweiten Abschnitts skeptisch gegen-

Digitized by Google

überstanden und achselzuckend nach einem Beispiel verlangten. So mag denn hier ein bestimmter Fall das Gesagte erläutern.

Die Behauptung lautete: Schon jetzt kennt man einige Maschinen, die, von Einem überwacht, imstande sind, alle zur Herstellung eines Produkts nötigen Arbeiten auszuführen.

Betrachten wir eine derartige Maschine näher. Wir wählen die „Universal-Holzbearbeitungs-Maschine".

Aus zwei Gründen. Einmal ist diese Maschine von allen, die in Frage kommen, am weitesten durchgebildet. Dann aber auch ist das allgemeine Interesse grade für Holzbearbeitungsmaschinen höher als das für alle andern. Welcher „Gebildete" möchte sich seine Mußestunden etwa mit der Bearbeitung des rohen Eisens ausfüllen? Die Holzdrehbank aber hat ihre Liebhaber in allen Kreisen. — —

Der Grundgedanke der Arbeitsmaschine (im Gegensatz zur Kraftmaschine) liegt darin, daß das Handwerkszeug — ein Bohrer etwa — auf einem Mechanismus befestigt ist, der die zur Nutzbarmachung der Werkzeuge nötigen Bewegungen ausführen kann. Ein Mechanismus soll also statt des menschlichen Armes arbeiten.

Der Gedanke der modernen Arbeitsmaschine tauchte bereits zur Zeit der italienischen Renaissance auf. Aber man hatte noch keine Elementarkraft dienstbar gemacht, deren man überall und jederzeit sicher war, und so blieben jene Versuche ohne Bedeutung; sie brachten die Arbeit des Menschen nur in andere Form, vermochten

Digitized by Google

sie aber nicht aufzuheben. Erst als man in Watts doppeltwirkender Dampfmaschine einen geeigneten elementaren Bewegungsmechanismus gefunden hatte, konnte der Gedanke der Arbeitsmaschine zum Prinzip werden.

Wie die ersten Dampf- waren auch die ersten Arbeitsmaschinen nur für die gröbsten Arbeiten tauglich (schneller entwickelten sich nur die Arbeitsmaschinen für Spinnerei und Weberei; in diesen Industrieen war durch die konsequente Ausbildung der Hausindustrie und Manufaktur vorgearbeitet). Die „Gattersäge" war vorläufig die einzige der mit Dampf betriebenen Maschinen für Holzbearbeitung. Es ist das ein Apparat, der die rohen Holzstämme in einzelne Bretter zerteilt. Mehrere Sägen sind parallel, wie die Stangen eines Gatters, in einen Rahmen gespannt. Dreht der Dampfmotor das Hauptrad der Arbeitsmaschine, so bewegen diese Sägen sich gleichmäßig auf und ab (oder, bei wagerechter Anordnung, hin und her) und der gegen sie geführte Stamm wird zerteilt.

Außer Gattersägen wurden zur Zeit der Alleinherrschaft der großen Dampfmaschinen nur noch einige primitive Hobelmaschinen gebaut; ungeheure Apparate, nur zur Verrichtung der allergröbsten Vorarbeiten tauglich.

Die eigentlich bedeutenden Maschinen kamen erst um die Mitte unseres Jahrhunderts auf, gleichzeitig mit den Kleinmotoren. In schneller Folge häuften sich nun die Erfindungen. Für alle Funktionen wurde irgend ein Mechanismus gebaut. Zunächst zum Zerteilen des Holzes die Kreis- und die Bandsäge: Die Kreissäge

Digitized by Google

eine kreisförmige, auf rotierender Welle befestigte Stahlscheibe mit gezahnter Peripherie; die Bandsäge ein gezahnter, endloser Stahlstreifen, über zwei senkrecht übereinander gestellte Rundscheiben gespannt und mit diesen zusammen in Umdrehung gebracht; beide, Kreis- und Bandsäge, nur nach einer Richtung hin bewegt. Für feinere Zerteilungsarbeiten, zum Ausschneiden von Verzierungen und ähnlichem wurde die „Decoupiersäge" gebaut, ein ziemlich kurzes, aber feines Sägeblatt, von der Maschine in derselben Weise bewegt, die uns von der Laubsäge her bekannt ist. Das Bohren, Stemmen, Nuten, Falzen — alles wußte man allmählich Maschinen zu übertragen.

Die wichtigsten Erfindungen aber sind die neuen Hobelapparate, deren Aufgabe es ist, die aus dem Rohen bereits herausgearbeiteten Stücke zu glätten und zu profilieren. Zu ihnen gehört auch die sogenannte Fräse, ein um eine Spindel rotierendes Werkzeug, an dessen Axe sich mehrere Messer befinden; die Messer schneiden beim Umdrehen in das Holz ein und geben dem Arbeitsstück das Gegenbild der Form, in der man sie selbst gebildet hat. —

Amerikaner waren es, die zuerst auf den Gedanken kamen, die vielen Arbeitsmaschinen, deren jede nur eine einzelne Aufgabe hatte, durch eine, alle jene Einzelarbeiten übernehmende „Universalmaschine" zu ersetzen. Die ersten Versuche führten zu verhältnismäßig einfachen Apparaten: Kreissägen, deren Welle sich lotrecht verschieben ließ, und auf deren Tisch sich ein wagerecht beweglicher und in beliebigem Winkel einstellbarer Führungsapparat befindet (eine Stütze, an die man das

Digitized by Google

Arbeitsstück anlehnt, während man es gegen die Säge führt). An derselben Maschine befindet sich ein Bohrapparat, so daß sich auf der Maschine alle Tischlerarbeiten, mit Ausnahme des Hobelns, verrichten lassen.

Dieser letzte Mangel ist heute überwunden. Wir haben jetzt Universalmaschinen, die alle wesentlichen Erfindungen für Holzbearbeitung in sich vereinen. Ein großer Tisch, auf schwerem Gestell ruhend, nimmt das Arbeitsstück auf. Wir wollen zunächst Blätter von bestimmter Dicke gewinnen. Eine Bandsäge bietet uns die Möglichkeit dazu: wir schieben einen einfachen Hebel unterhalb des Tisches nach rechts, und ein vom Kleinmotor bewegter Riemen gleitet auf die Welle der unteren Bandsägenscheibe; sofort beginnt die Säge sich zu drehen; wir schieben ihr den Holzstamm entgegen, und sie teilt ihn so sicher, so leicht, wie die Scheere ein Blatt Papier. Wir verlangen eine ähnliche Arbeit von der Kreissäge: das Sägeblatt ist bald eingestellt, der Riemen wird auf die Spindel geschoben und die Arbeit beginnt. Wir wollen bohren: dieselbe einfache Funktion, Befestigung des Werkzeugs und Richtung des Treibriemens. So auch brauchen wir nur die Decoupiersäge einzuschrauben, die betreffenden Messer auf den Fräsentisch zu bringen, den Hobelapparat aufzusetzen, um jede Leistung ausgeführt zu sehen, die wir verlangen.

Diese Universalmaschine ist ein Mechanismus, der unmittelbar auf die Einzelarbeit hinweist. Die Kleinmotoren, der erste sachliche Einwand gegen den Kapitalismus, standen im Prinzip fest, als die Universalmaschinen zu arbeiten begannen. Zudem kann diese

Digitized by Google

Maschine nur dann ganz zur Geltung kommen, wenn ein Einzelner sie bedient. Wo mehrere Arbeiter zusammenwirken, müssen auch mehrere Maschinen stehen; eine Universalmaschine aber verträgt nicht mehr als einen Arbeiter. Soll eine solche Einzelarbeit jedoch eine Zukunft haben, so muß sie sich in einem Punkt wesentlich von der Massenarbeit unterscheiden: der Ausführende darf kein Handwerker, er muß ein Künstler sein. Beschränkt man sich auf das bloße Wiederholen feststehender Modeformen, so wird ein Einzelarbeiter, selbst mit der vollkommensten Maschine, ohnmächtig den kapitalistischen Großbetrieben gegenüberstehen. Gilt es dagegen persönliche Arbeit, Individualisierung der Form, so ist das Talent des Einzelnen unter allen Umständen dem schwerfälligen Mechanismus des Fabriksystems voraus. Das ist der Gesichtspunkt, unter dem alle Verbesserungen an der Universalmaschine zu prüfen sind.

Ein Werkzeug unserer Maschine ist es, daß hierbei besonders eine Umgestaltung verlangt: die Fräse, das Werkzeug zum Profilieren der Bretter. Dieses Instrument giebt den Arbeiten des Tischlers ihre eigentlich individuelle, künstlerische Form. Es ist nun eine wenig angenehme Beobachtung, zu sehen, wie gerade dieser Teil der Maschine noch immer einseitig zur Massenarbeit benutzt wird. Und wie leicht könnte grade er umgestaltet werden! Freilich, mit der notwendigen, ästhetisch-theoretischen Voruntersuchung ist noch von keiner Seite Ernst gemacht worden. Es wäre zunächst darauf hinzuweisen, daß alle noch so komplizierten Profilierungen zusammengesetzt sind aus einigen ganz wenigen Grund-

Digitized by Google

formen. Diese Grundformen wären ihrer historischen Entwicklung nach zu erklären, und so jener Chemie der Formen eine Psychologie der Formen entgegenzustellen. Danach die Fräse umzugestalten wäre nicht allzu schwierig. Die wesentlichste Änderung wäre am eigentlich schneidenden, formenden Teil vorzunehmen. Statt eines großen Messers wäre eine Reihe kleiner Messer übereinander zu befestigen. Auf diese Weise wäre es dann möglich, die Fräse aus dem Dienst der Massenproduktion heraus in den der Einzelarbeit zu stellen.

Noch weitere Ausblicke zeigt uns die Universalmaschine. Einer ihrer bedeutendsten Vorzüge ist der, die „Transmissionen" so vereinfacht zu haben, daß die verschiedensten Werkzeuge auf demselben Arbeitstisch betrieben werden können. Aber alle diese Werkzeuge haben noch das gemeinsam, daß sie ausschließlich der Holzverarbeitung dienen. Sollten nun schließlich nicht Universalmaschinen möglich sein, die auch andere Stoffe verarbeiten? Der beschriebene Mechanismus setzt jeden in den Stand, sein eigener Tischler zu sein. Denkt man an architektonische Leistungen, wie die „schwedischen Häuser" und erwägt die möglichen weiteren Vereinfachungen, so scheint es gar nicht so widersinnig, daß man auch einmal sein eigener Baumeister werden könnte. Ferner — doch ich will keinen Roman schreiben. Die Anregungen mögen genügen, den Leser auf die neuen Ideale der Technik aufmerksam zu machen.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Ackerbaus.

Wäre ich dazu verdammt, eine Charakteristik der Art und Weise zu geben, wie unsere philosophierenden Gelehrten entwicklungsgeschichtliche Untersuchungen verwenden, so würde ich dieser Abhandlung als Motto einige Worte voransetzen, die sich in Shakespeares Hamlet — III. Akt, 2. Scene — finden. Es ist die bekannte Scene, in der Polonius auf Wunsch dieselbe Wolke der Reihe nach als ein Kameel, ein Wiesel und einen Walfisch erkennt.

Als die junge Wissenschaft der Entwicklungsgeschichte über die ersten Kinderjahre hinaus war, kam sie zunächst zu den Pessimisten in die Schule, unter deren Zeichen das öffentliche Leben damals stand. Die Philosophen des Weltschmerzes nahmen den gelehrigen Zögling gut auf und brachten ihn in kurzer Zeit so weit, daß er ihre Lehre nicht ungeschickt verteidigte. Jeder, der es hören wollte, konnte erfahren, daß der Hauptsatz der Nirwanaphilosophie nunmehr auch naturwissenschaftlich bewiesen sei. Man hatte bis dahin immer den Reichtum der Natur, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bewundert. Wie unwissenschaftlich! Alle Er-

Digitized by Google

scheinungen waren im Wesentlichen gleich, alle Organismen waren aus den gleichen Teilen zusammengesetzt, alle verrichteten dieselben Funktionen. Wer konnte da noch wagen, die Männer krankhaft zu nennen, die in der ganzen Welt ein großes, ödes, trostloses Einerlei sahen?! Waren ihre Behauptungen nicht bewiesen, ja überboten? Der Mensch selbst, die Krone der Schöpfung — pardon, der Entstehung, stammte vom Affen ab, und der Affe hatte seine origo pudenda im Urschleim.

Als die Pessimisten sich endlich ausgeheult hatten, und eine neue Generation die Ruchlosigkeit besaß, sich ihres Lebens zu freuen, konnte man nun eine ganz merkwürdige Umwandlung an der Entwicklungslehre beobachten. Sie hatte noch nicht ausgelernt, und da ihr alter Meister gestorben war, entschloß sie sich, den jungen aufzusuchen. Und siehe, dieselbe Lehre, die den Pessimismus bewiesen hatte, zeigte sich nun auch fähig, den Optimismus zu beweisen. Alles Wahrnehmbare, so hatte man früher gefolgert, ist entstanden, alles Entstandene aber muß vergehen. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Doch wie? Stieg aus den Trümmern des Alten nicht etwas Neues empor? Machte das absterbende Alter nicht der Jugend Platz? Man hatte das Leben ein ewiges Sterben genannt: war nicht im Gegenteil der Tod ein ewiges Geborenwerden? — Und erst jene andere Behauptung: das Erhabene entstehe aus dem Gemeinen, das Große aus dem Kleinen: war damit nicht verbürgt, daß das Erhabene sich zu noch Erhabenerem, das Große zu noch Größerem ent-

Digitized by Google

wickle? Der Mensch stammte vom Affen ab. Hat sich aber der Affe zum Menschen entwickeln können, sollte da nicht der Mensch eine bloße Übergangsstufe sein zu irgend einer Art von Übermensch? —

Vorbei auch das. Pessimisten und Optimisten, die Männer der Vergangenheit und Gegenwart, kommen allmählich außer Mode. Die Sozialisten treten auf, die Männer der Zukunft. Sie verlangen Einlaß bei den Gelehrten. „Halt!“ heißt es da: „Erst eure Papiere! Könnt ihr euch legitimieren!“ — Ob sie es können! Und damit beginnen sie eine lange Rede über das Thema: nur der sozialistische Staat darf wissenschaftlich ernst genommen werden, denn — — nur er entspricht der Entwicklungslehre! Diese Lehre zeigt, daß selbstständiges Leben nur bei den niedrigsten Formen organischen Lebens vorkommt, höher entwickelte Wesen aber abhängig sind von dem ganzen System der in ihnen vereinigten Organe. Tiere niederster Ordnung kann man wohl in Stücke schneiden und jedes Stück lebt für sich noch weiter; ein amputiertes Bein aber verwest; der Mensch kann zu Grunde gehen, wenn er nur den Nagel seiner kleinen Zehe unvorsichtig schneidet. Ein solch hoch entwickeltes Wesen wie der Mensch ist auch unser Zukunftsstaat. Da ist niemand mehr selbstständig, jeder hängt ab von seinen Genossen; keiner könnte weiterleben, wenn man ihn plötzlich aus seiner Gemeinde herauslöste und in ein noch so gesegnetes Stück Land versetzte. In Kaffernstaaten aber, da ist jeder selbstständig, da kann man jede Gemeinde entzwei schneiden, und die Stücken leben doch noch fort.

Digitized by Google

„Seht ihr die Wolke dort? Hat sie nicht die Gestalt eines Kameels?“ — „„Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kameel?““ — „Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.“ — „„Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.““ — „Oder wie ein Walfisch.“ — „„Ganz wie ein Walfisch.““

Wünscht man noch mehr Bestien in der Wolke zu sehen? Polonius ist ein grundgelehrter Darwinist, und da seine Weisheit jetzt sehr hoch im Kurs steht, hätte ich mich ihrer vielleicht bedient, hätte ich die eine oder andere Frage dieses Buches zu einer Promotions- oder Habilitationsschrift verwendet. Man glaubt, das gehe nicht? Die „Entwicklungslehre“ widerspreche der Behauptung, daß große Kolossalwesen am Anfang, kleine, aber individuell durchgebildete Organismen am Ende stehen? Oho, seht euch nur die Wolke genauer an! Hartmann, Nietzsche, George, tutti quanti, haben immer nur auf das gewiesen, was heute noch fleucht und kreucht. Welch oberflächlicher Dilettantismus! Haben wir nicht auch antidiluvianische Zeiten gehabt? Nun, und haben damals nicht die größten Bestien gelebt? Werden Flora und Fauna nicht immer kleiner und durchgebildeter, je näher wir unserer Zeit rücken? Wahrhaftig, nur der Kleine kann heute noch als wirklich groß gelten. Friedrich der Große war klein, Voltaire war es, ebenso Napoleon, und ich selbst messe knappe 1,65. Alles Kolossale, das heute noch lebt, ist als rudimentär aufzufassen, es gehört der Vergangenheit an. Und da wollt ihr Sozialisten Kolossalstaaten, Staatsmegatherien beleben? Ha, da

Digitized by Google

da müßt ihr erst den Zeiger der Weltenuhr um Jahrmillionen zurücksetzen, müßt erst —

Doch ich fürchte, ich würde in meiner Rede nicht weiter kommen. An der ernstesten Stelle würde ich in Gelächter ausbrechen. Das Talent zum Auguren und zur Inauguralweisheit fehlt mir. Mag die Katheder-weisheit mit Polonius in den Wolken lesen: ich sehe mich lieber auf der Erde um.

Schlichte Thatsachen haben wir bisher reden lassen, thun wir es auch bei der Frage, die uns jetzt beschäftigt: Welchen Lauf nimmt die Geschichte der Ackerbauwirtschaft?

*

Europa hatte die letzten orientalischen Einflüsse zurückgeschlagen. Die ersten großen Wanderjahre zogen vorüber und man fing an, allmählich Wurzel zu schlagen. Die Nahrung des Nomaden, der auf der Jagd sein Leben fristet, genügte nun nicht mehr: der Ackerbau begann.

Vom fünften Jahrhundert an bis zur Zeit der Renaissance währt seine erste Periode. Wie die politische Geschichte des damaligen Europa, wie jede noch ganz jugendliche Gestaltung beseelten auch den eben erst erstehenden Ackerbau kommunistische Gedanken. Diesseits der Alpen war seine Heimat. In Italien war das starke Bauerngeschlecht längst ins Grab gesunken; Ströme Blutes mußten fließen, Jahrhunderte vergehen, ehe ein neues erstand. Diesseits der Alpen aber, wo

Digitized by Google

der europäiſche Ackerbau zugleich mit der europäiſchen Kultur ſeine erſte Pflege fand, machte man keinen Unterſchied zwiſchen den ſo verſchiedenen Arten des Bodens. Die Gleichheitsgedanken waren noch zu ſtark, als daß es hätte anders ſein können. Wozu auch Unterſchiede machen? Man hatte Grund und Boden genug. War durch einen zügelloſen Raubbau die Erde hier entkräftet, ſo zog man nur wenig weiter, und man konnte Wälder roden, konnte den Pflug auf unermeßliche Weiden ſetzen und fand ſo immer ſeine Nahrung. Waren wirklich die „Grenzen des Anbaues“ an einer Stelle erreicht, ſo kam man auch da nicht über jene kommuniſtiſche Behandlungsweiſe hinaus. Im Norden wie im Süden, auf der Höhe wie im Thal, in waſſerreicher wie in dürrer Gegend: ohne Unterſchied befolgte man überall die gleichen primitiven Arten des Betriebs. Man machte einen Teil des Bodens zum Feld, auf dem andern ließ man Gras wachſen. Hier konnte das Vieh ſich nähren, mit deſſen Dünger der Boden dort befruchtet wurde. Das Jahr darauf wurde die Wieſe zum Feld, das Feld zur Wieſe. Selbſt wo man den Betrieb vervollkommnete, wo man die „Feldgraswirtſchaft“ durch das „Dreifelderſyſtem“ erſetzte, und von den drei Gebieten, in die man den Acker geteilt, das eine brach ließ, dem andern Sommer-, dem dritten Winterſaat gab, um dreimal zu wechſeln, wo man es vorher nur einmal gethan: ſelbſt da verſtand man den Boden noch nicht, ſelbſt da glaubte man noch an die egalité des Bodens.

Da erhob ſich in Italien jener Frühlingsſturm,

Digitized by Google

der den Staub eines Jahrtausends von Europa fegte. Man lernte individuell denken, in der Religion, in der Politik, in der Kunst, schließlich selbst im Ackerbau. Die großartigen Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen der italienischen Tyrannen sind hier an erster Stelle zu nennen. In ihnen fand der monumentale Sinn des Romanen, der in der Renaissance mehr als je sich offenbarte, ein geeignetes Feld, sich zu bethätigen. Nicht weniger bewundernswert aber, wenn auch nicht so augenscheinlich, sind die Versuche, die man zur Bedüngung des Bodens anstellte. Das hatte man gesehen, daß die Erde auf die Dauer nicht giebt, wenn man ihr nur nimmt, daß sie den Tod verlangt, um Leben zu geben, dieser nie versagende Jungbrunnen, in den das Alter untertaucht, um verjüngt sich wieder zn erheben. So begann man näher den Stoffen nachzusuchen, deren die Erde zur Nahrung bedarf. Mit immer größerer Aufmerksamkeit beobachtete man den Boden, und bereits schien eine neue Blüte des Ackerbaues aufzugehen, als jener letzte orientalische Versuch, von Spanien aus Europa zu unterwerfen, unsere Kultur so weit zurückwarf. Die Gegenreformation, der Jesuitismus, der dreißigjährige Krieg, das Wiederaufleben des Feudalismus — alles folgte Schlag auf Schlag.

Als endlich die Gefahr beseitigt war und man wieder an die Fortsetzung des begonnenen Werkes denken konnte, war es das germanische Europa, das zuerst wieder dem Ackerbau sich zuwandte und dem wahnsinnigen „Bauernlegen“ ein Ende machte. Friedrich der Große im Norden, Maria Theresia im Süden

Digitized by Google

ſchufen die nötigen Vorbedingungen. Weniger durch eine Minderung der Bauernlaſten, als durch eine Mehrung der Eigentumsrechte. Nur da, wo der Bauer in den Beſitz des Bodens kam, den er zu pflegen hatte, war ein Forſchritt des Ackerbaues möglich. Die Zeit des Kommunismus war vorbei, man lernte individuell denken. Im Ackerbau ſchwand das Intereſſe an der „Feldgemeinſchaft“. Man wollte nichts mehr wiſſen von gemeinſamen Äckern, man war ſchließlich ſogar unzufrieden mit der allgemeinen Weide und wollte ſein Vieh auf eigenem Grund und Boden füttern. Das führte, da der Einzelne Weiden von gehöriger Ausdehnung nicht haben konnte, auf den Gedanken, Futter für das Vieh auf beſonderen Äckern zu bauen. Es begann die Kultur der „Wurzelgewächſe“. Der Klee und die Rübenarten zunächſt, am Ende des Jahrhunderts noch die wichtigſte: die Kartoffel. Das Betriebsſyſtem wurde durch die Aufnahme dieſer Wurzelgewächſe außerordentlich verfeinert. Die „reine“ Dreifeldwirtſchaft wich der „verbeſſerten“, bei der das Feld in zwei- bis fünfmal ſoviele Teile als bei der erſten Art zerlegt wurde. Jeden dieſer Teile lernte man beſonders behandeln, ſetzte den Pflug hier tiefer, dort oberflächlicher ein, merkte, wie dieſer Boden der einen, jener der andern Frucht beſonders günſtig war.

Alle dieſe Beobachtungen zuſammengefaßt und ausgearbeitet führten zur „Chemie des Bodens“, einer der großen geiſtigen Eroberungen unſerer Zeit. Thaer, der Kant der neuen Wiſſenſchaft, machte den Anfang. Sein Hauptwerk, eine „Kritik der reinen Vernunft“ des Acker-

Digitized by Google

baues gleichsam, ist eine Zusammenfassung und kritische Sonderung all der erfahrungsmäßigen Beobachtungen, die bis dahin im Ackerbau verwertet waren. Damit war der Boden geebnet, auf dem Liebig sein monumentales Gebäude errichten konnte. Liebigs That war die Verwertung der Chemie für den Ackerbau. Der Wendepunkt, an den die Geschichte der Landwirtschaft damit geführt war, entspricht genau jenem, den die Verwendung des Dampfes und der Elektrizität für den Verkehr dem großen politischen Völkerleben brachte. Wie Dampf und Elektrizität dem oberflächlichen Blick nur bestimmt scheinen, alle nationalen Grenzen zu verwischen, so scheint die Chemie, diese Wissenschaft, die alle natürlichen Zusammensetzungen in ihre elementaren, allgemeinen, gleichen Teile zerlegt, nur gut, die Bodenbewirtschaftung zu verallgemeinern, ihr alles Individuelle zu nehmen. Heute schon ist jeder Einsichtige vom Gegenteil überzeugt. Wie Eisenbahn und Telegraph letzten Grundes die Nationen nur noch schärfer ausprägen, so auch führt die Chemie des Bodens schließlich nicht zu einer Centralisierung des Ackerbaues, sondern zu einer Individualbehandlung, die nur der verwalten kann, der unmittelbar auf der zu bebauenden Scholle haust.

Das Besitzrecht an Grund und Boden vernichten, den Ackerbau verstaatlichen, hieße die Landwirtschaft zu Grunde richten. Man verfolge die Geschichte des Ackerbaus, und man wird bei jedem Fortschritt gleichzeitig eine Erweiterung der Eigentumsrechte beobachten. Schon der Anfang aller Bodenkultur zeugt davon: der

Digitized by Google

Ackerbau begann, als man das Nomadenleben aufgab, als man von einem bestimmten Stück Erde Besitz ergriff. Zunächst war es nur die Allgemeinheit als solche, der das Eigentumsrecht zukam. Der Einzelne galt nur als Glied dieser Allgemeinheit etwas, selbstständig war er nichts. Das war die erste, roheste Form des Ackerbaues.

Längst hätte man sie verbessern, hätte die Zahl der Kulturfrüchte vermehren können. Aber wer hatte unter den überkommenen Rechtsverhältnissen daran Interesse? Der Acker gehörte dem Bauern, nicht, er kümmerte sich nicht um ihn und sparte die besseren Methoden, die neuen Früchte für den eigenen Garten auf. Der zu seinem Haus gehörige Garten war sein volles Eigentum. Hier war keine Arbeit vergeudet.

Es war keine kleine That Friedrich des Großen, daß er den Bauern die Äcker so zu eigen machte, wie ihre Gärten. Der ungeheure Aufschwung der Landwirtschaft war möglich nur durch diese Reform. Nun konnten die „Futterpflanzen" sich über den Zaun des Gartens hinaus wagen. In demselben Maß, als die allen und keinem angehörenden Wiesen kleiner und die dem Einzelnen zukommenden Wiesen größer wurden, wurde auch das Betriebssystem verbessert und die Viehzucht gehoben.

Die letzte Erweiterung der bäuerlichen Besitzrechte schuf unser Jahrhundert. Der Flurzwang und das Weiderecht wurden beseitigt wie die Frohndienste. Von welchen Folgen dieser „Diebstahl an der Allgemeinheit"

Digitized by Google

war, davon mögen die Namen Thaer und Liebig sprechen.

Man fragt sich angesichts solcher Erscheinungen, wie denkende Menschen zu der Forderung kommen konnten, alle Besitzrechte an Grund und Boden wieder zu vernichten und den Staat als Generalverwalter einzusetzen. Es giebt nur eine Erklärung dafür: man sieht als Besitzer nur große Kapitalisten auftreten, als Besitz nur meilenweite Flächen, Flächen, deren Ertrag ganze Städte nährt, und die der Laune eines Einzelnen unterstehen. Darin sieht man ein bedenkliches Symptom. Man weist auf die römischen Latifundien als die einzige Analogie.

Ich muß gestehen, daß mir diese ganze Gegenüberstellung des römischen Kaiserregiments und der Gegenwart anfangs so plump erschien, daß ich an absichtliche Geschichtsfälschung glauben konnte. Nun, das ist es freilich nicht. Aber ein Irrtum, ein sehr plumper Irrtum bleibt es trotzdem. Wieder die alte Unfähigkeit, den Kapitalismus als Ganzes zu fassen. Man übersieht, daß die vom Kapitalismus gebauten Maschinen einstweilen nur auf großen Flächen arbeiten können, daß unsere Kolossalgüter somit unter völlig anderen Bedingungen entstanden sind wie die altrömischen.

Wo man aber über diesen gröbsten Fehler hinauskommt, da ist man nicht imstande, den Entwicklungsgang der Technik zu überschauen. Man glaubt, an Stelle der großen Maschinen der Gegenwart würden noch größere der Zukunft treten, während doch die

Digitized by Google

Entwicklung gerade die entgegengesetzte Richtung einschlägt. Nicht die Gesellschaft, nur die Familie ist in einer entwickelten Kulturzeit fähig, den Acker zu bestellen. „Vom Kapitalismus zur Einzelarbeit“ muß auch hier unsere Losung lauten.

Digitized by Google

Randzeichnung zu Theodor Hertzkas „Freiland“.

Ich kann mirs nicht anders erklären: das Klima ist in Deutschland nicht günstig für den Staat der Gleichheit. Bequemen sich unsere Sozialisten einmal, über Land und Leute ihres Staates Näheres zu bringen, gleich führen sie uns aus Deutschland hinaus in irgend eine fremde Gegend. Meistens wählen sie eine vierdimensionale Sternenwelt, bestenfalls eine dunkle Gegend des dunklen Erdteils. Hierzulande begnügen sie sich in der Verwirklichung ihrer Gleichheitsideen damit, daß sie sich gegenseitig gleich schlecht machen und gleich miserabel schreiben. Nicht einmal die so notwendige Kunst des Verstellens haben sie ihren ausländischen Genossen abgesehen. Sprechen sie z. B. mit noch so viel Pathos von der „Befreiung der Unmündigen“, so kann ihnen jedes Kind ansehen, daß sie darunter nur eine Bevormundung der Freien verstehen. Sie gleichen schlechten Schauspielern, die bei einem Bühnenschmaus die opulenten Worte des Dichters gehorsam nachsprechen, deren saures Mienenspiel aber nur zu sehr

Digitized by Google

verrät, wie sie über die Herrlichkeiten des Regisseurmahls denken.

Ja, die deutsche Luft bekommt dem Sozialismus nicht gut. Draußen treibt er oft ganz stattliche Blüten, hier bringt er es nicht über ein kümmerliches Krüppeldasein. Hätte ich es noch nicht gewußt, ich hätte es aus dem Buch erfahren, daß den „Idealen der Gemeinsamkeit" heute so viele Jünger wirbt: Theodor Hertzka, „Freiland". Ich habe das Buch nun gelesen, bis zu Ende gelesen: weiß der Himmel, es war kein leichtes Stück für mich! War mir doch, als hätte ich einen Jahrgang der freisinnigen Zeitung in Händen; und das Herzblättchen des Romanschreibers Eugen Richter — kurz, ich pries meinen Herrgott, als ich zu Ende war.

Es wäre geschmacklos, suchte ich das Buch in seinem systematischen Teil irgendwie zu widerlegen. Auseinandersetzen, daß in diesem Mondstaat nur Mondkälber gedeihen können, daß diese Mondkälber außerdem von einer ganz scheußlichen Büreaukratie geknutet werden: ebensogut könnte man einem alten Weib auseinandersetzen, daß Dreizehn keine böse Zahl und das Hufeisen kein guter Geist ist. Ein Arzt widerspricht dem Kranken nicht, der an die Heilkraft irgend eines Talisman glaubt. Fühlen unsere Sozialisten sich glücklich im Gedanken an eine Zeit, in der Jeder des Andern Verhältnisse bis ins Innerste kennt, in der Staatsbeamte morgens die Stube reinigen, mittags die Suppe kochen — nun, wohl bekomm's! Nur zu einer ihrer Schrullen kann man, darf man nicht schweigen. Man mag es noch

Digitized by Google

hingehen lassen, wenn deutsche Sozialisten (der Kürze halber brauche ich dieses Paradoxon) auf der Bühne sich in allerlei Verkleidung gefallen; vielleicht ist es sogar ganz unterhaltend, Zwerge mit der Muskulatur eines Riesen auftreten zu sehen. Wenn aber diese Komödianten ihren Mummenschanz im Leben, im ernsten Lebenskampf fortsetzen, wenn sie hier den Gang, die Mienen, das Gebahren unsrer Edelsten nachahmen und sie damit in den Schmutz zerren, dann ist es doch an der Zeit Ernst zu machen, und den verkappten Zwergen die Larve vom Gesicht zu reißen.

Hertzka jammert über das Elend der modernen Kulturwelt.

Ein altes Lied, wir hören ruhig zu.

Hertzka wird ein neues Reich gründen.

Wir haben nichts dagegen.

In diesem Reich sollen alle satt zu essen haben.

Um so besser.

Aber das ist Nebensache; die Hauptaufgabe soll die Pflege alles Guten und Schönen sein.

Nun ist's genug. Herunter mit der Maske!

Einen Tempel der Kunst will Hertzka gründen? Ich sehe nichts, als eine ganz gemeine Börse. Da läuft alles wild durcheinander, da stürzt man sich wie das Vieh auf ein ankommendes Telegramm, das eine offene Nachfrage mitteilt, da reibt man sich die Hände über ein gelungenes Geschäftchen, da geht man schmunzelnd auf und ab und denkt nach, wie man das gewonnene Geld am Abend verprassen wird.

Daß alle diese Leute gut gekleidet sind, daß sie

Digitized by Google

sich satt fressen können, das glauben wir gern. Wir sehen es ja. Daß aber diese Makler und Jobber auf der Höhe der Menschheit stehen, daß sie in der Börse nur für das Gute und Schöne kämpfen — wahrhaftig, den Glauben uns zuzumuten, ist kein geringes Stück.

Die Geschichte der Religionen und Künste ist eine lange Leidensgeschichte. Wer immer hier gestaltend auftrat, mußte schwer leiden, mußte seine beste Kraft verschwenden im Kampf mit dem Alten, Veralteten. Hertzka will den Ritter vom Geist von alledem befreien. Und wodurch? — Er giebt ihm satt zu essen! . . . „Was kostet's? Ich bezahl's!" spricht der Mann an des Jahrhunderts Neige, der Mann mit dem Pincenez auf der Nase, den Händen in der Hose und dem Geld in den Händen.

Mit Stolz erzählt uns Hertzka, daß in seinem Staat dreimal so viel Zeitung gelesen wird, wie in der ganzen übrigen Welt. Nebenbei versichert er uns, daß auch die Kunst sehr eifrig gepflegt wird.

Was ist es für eine Kunst? Wir fragen vergebens. Nur an einer Stelle finden wir eine Andeutung über die Architektur. Was wir daraus entnehmen, ist, daß die Prachtpaläste Freilands die wahnsinnigsten Kolossalbauten des italienischen Barock noch überbieten werden. Der Volkspalast „übertrifft an Flächenausdehnung den Vatikan, seine luftigen Kuppeln sind höher als der Petersdom." — „Was kostet's? Ich bezahl's!"

Von der Musik, die wohl beliebt sein soll, erfahren wir nichts Näheres. Nur die Maschinen werden ein-

Digitized by Google

gehend gewürdigt. In den Maschinen sieht Hertzka das Ideal aller Kultur. Als Zweck wird hier gepriesen, was als nebensächliches Mittel doch nur für eine Zeit bedeutend bleiben kann.

Man kann dieser jüdisch-sozialdemokratischen Manier, die an Pyramiden den Millimeterstab anlegt, die große Männer danach beurteilt, wie sie sich räuspern und wie sie spuken, nicht schroff genug entgegentreten. Es ist unglaublich, wie weit sie schon um sich gefressen hat. Auf den entlegensten wissenschaftlichen Gebieten begegnet man ihr wieder. So erinnere ich mich noch lebhaft der Plauderei eines bekannten Kunsthistorikers, eines allerliebsten Männchens, seines Charakters Museumshofmeister. Er war eben von einer englischen Reise zurückgekommen und konnte nicht genug die großartige Kultur der Engländer bewundern. Er hatte schon viel Schönes darüber gesagt. Den Haupttrumpf aber spielte er erst am Schluß aus mit den Worten: „Wollen Sie den ganzen Unterschied zwischen der englischen und der deutschen Kultur sehen, so vergleichen Sie nur einen englischen und einen deutschen — Abtritt.“ — Ich habe den Rat nie ausgeführt. Der Schöpfer gab mir eine europäische Nase, und die kann sich für Abtrittskulturen nicht begeistern.

Ja, ich habe eine europäische Nase, und ich beurteile die Kultur eines Volkes weder nach der Menge der Maschinen, die es jährlich baut, noch nach der Höhe des Gehalts, den es seinen Professoren zahlt, noch sonst irgend einer Abtrittskategorie.

Doch vielleicht thut man Hertzka Unrecht, macht

Digitized by Google

man ihn für irgend einen dieser Gesichtspunkte verantwortlich. Er ist im Grunde doch nur das unschuldige Echo jenes betäubenden Lärms, der heute alle Gassen ausfüllt. Was jedoch Hertzka allein zukommt, worin kein Andrer für ihn eintritt, das ist die Form seines Buchs, die unangenehm widerwärtige Methode, jene allzumenschlichen Auseinandersetzungen in die Form eines Romans zu kleiden. Das ist grade so, als ob man uns Fleisch, ganz gewöhnliches Ochsenfleisch überzuckert vorsetzte. Ja hätte Hertzka noch den Geist und die Phantasie eines Bellamy! Aber das ist ihm nicht verliehen, und so bemüht er sich vergebens, den ursprünglichen Geruch durch verschwenderische Parfümierung mit eau de Blumenduft und eau de Mondenschein zu vertreiben. Es hilft nichts, der Parvenu stinkt immer noch nach der Gosse. — Kochen ist eine Kunst, Schreiben ist es auch. Man dankt für einen Koch, der uns verzuckertes Ochsenfleisch anbietet, man dankt vielleicht auch für einen Schriftsteller, der in derselben Liste neben Schmieröl, Büffeln und Verwaltungsräten lotweise einigen Nachtigallenschlag und Mondschein registriert. — —

Es ist das Unheil aller sozialen Utopisten, daß sie sich zu viel vornehmen. Begnügten sie sich, solide brauchbare Wohnhäuser zu bauen, sie würden Tüchtiges leisten können. Aber es reizt sie kein Bau, bei dem nicht gleich die ganze Menschheit beschäftigt ist. Wenn sie schon bauen, dann müssen es mindestens babylonische Türme sein.

Das ist der Fluch. Ein babylonischer Turm kann

Digitized by Google

nie zu Ende kommen. Sind die Grundbauten noch so sorgfältig angelegt: die Spitze wird doch nie in den Himmel ragen. Was einst den Turmbau zu Babel so plötzlich unterbrach, wird auch die Bauleute aller Gleichheitsstaaten auseinanderjagen: die Sprachverschiedenheit.

Welche Sprache wird man in Freiland reden? Volapük etwa? Dieser aus allen Sprachtöpfen zusammengekratzte Mischmasch, der sogar unseren Jobbern zu unappetitlich war? — Und selbst angenommen, das Wunderwerk einer Einheitssprache wäre gelungen: glaubt man mit dieser Sprache auch nur die geringste Eroberung in der Welt des Geistes zu machen?

Man mag in der Kulturgeschichte blättern wo man will: wo immer ein Zauberwort einen geheimen Berg, eine goldne Mine erschloß, da war es ein Wort, das in einem Volapücklexikon nicht zu finden ist. Als Italien ein neues Kulturgebäude errichten wollte, da schickte es, den Boden zu ebnen, seinen Dante, seinen Petrarca und Bocaccio voraus: sie sollten ihnen eine eigne Sprache geben, das andre würde sich finden. Als Deutschland Großes leisten wollte, ließ es sich von Luther die Bibel übersetzen, um vor allen Dingen eine eigene Sprache zu haben. England, Holland, Frankreich: alle begannen mit der Schöpfung einer eigenen Sprache.

Wenn man sich in Freiland einer eignen Weltsprache bedient, so ist es vielleicht möglich, daß die Einwohner sich dort satt essen und ihre Professoren

Digitized by Google

gut bezahlen; aber daß sie der Menschheit einen Dienst leisten, daß eine neue Kulturblüte bei ihnen gedeiht — niemals.

* * *

Zum Schluß nach soviel Ernst noch ein Wort zur Erheiterung. Von gelehrter Seite wurde mir über meine Art zu schreiben viel Artiges gesagt. Eins nur fanden sie auszusetzen und werden es vielleicht angesichts der vorstehenden Erklärung wiederholen. Sie meinten, ich stürze mich zu leidenschaftlich in den Kampf der Parteien. Ein denkender Geist müsse über den Parteien stehen.

„Über den Parteien stehen" — das Wort rief manche Erinnerung in mir wach. Ich sah sie wieder, die lieben alten Gelehrten in ihren Perrücken, sah sie wieder in ihrer olympischen Ruhe, ihrem Selbstbewußtsein und Stolz.

„Über den Parteien stehen" -- ich war von jeher ein schlimmer Ketzer. Oft in meinen akademischen Jahren, wenn ich so einen gelehrten Herrn alle Füchse zur Bewunderung hinreißen sah mit jener erhabenen Lehre, erwachten in mir höchst unakademische Gedanken. Ich dachte an jenen Stand, den sie weit hinten in der Türkei ausgebildet haben, einen Stand, der auch gar vernünftig zu leben weiß und auch frei ist von all den niedrigen Leidenschaften seiner Mitmenschen: ich dachte an den edlen Stand der Eunuchen. Sollte das Schicksal in einer gutgelaunten Stunde einmal solchen

Digitized by Google

Eunuchen auf einen Professorenstuhl setzen, ich bin überzeugt, er würde ebenso selbstbewußt wie nur irgend einer unsrer Gelehrten auf das dumme Pack herunterſehen, das noch so etwas wie Leidenschaften kennt.

Digitized by Google

Das Frauenrätsel.

Die Totengräber unter unseren Gelehrten, die in jeder neuen Lebenserscheinung ein Gespenst wittern, und nicht eher ruhen, als sie ein Grab entdeckt haben, dem jenes scheinbar unangenehme, nach ihrer Versicherung aber völlig harmlose Gespenst entstiegen sein könnte, diese Totengräber befinden sich der „Frauenfrage" gegenüber in einiger Verlegenheit.

Das ist recht merkwürdig, wenn wir uns der Gewandtheit erinnern, mit der sie bis jetzt noch immer irgend eine Schädelstätte aufzuschnüffeln verstanden. Wenn z. B. die Arbeiter aufsässig wurden und sich breitspurig vor den feisten Vertretern der Gesellschaft aufpflanzten, um ihr Recht zu verlangen, konnten die Herren noch ihre gelehrten Nasen rümpfen: „Alles schon dagewesen; vide die Sklaven-, Priester-, Soldaten-, Bauern-, Bürgerfrage." Aber die Frauenfrage — nicht ein einzelner Stand, eine Genossenschaft in Aufruhr, sondern ein ganzes Geschlecht, die Hälfte der Menschheit in des Wortes wörtlichster Bedeutung — wahrhaftig, das ist sonderbar, sehr sonderbar. Und an ihrem eignen Staunen können unsere gelehrten

Digitized by Google

Hyänen es merken, daß es Dinge unter der Sonne giebt, die nicht nach Moder duften, Dinge, die in der That neu sind.

Aber die neue Frage klingt nicht nur fremdartiger, als alle, die sich bisher uns stellten, sie ist auch von einer ganz ungewöhnlichen Aufdringlichkeit. Der Frage eines einzelnen Standes konnte man noch ausweichen; irgend einen Winkel zum Verkriechen gab es immer noch. Ist aber das „schöne Geschlecht" erst einig geworden, verlangt es eine Auseinandersetzung, dann hilft keine gewandte Redensart mehr, dann giebt es keinen Schutz mehr hinter staatlichen Mauern, und der letzte Philister muß das Schreckliche wagen: eine bestimmte Meinung vertreten.

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus. Heute bereits haben wir einen Vorgeschmack des Stimmendurcheinanders, das sich erheben muß, sobald die Frauenfrage „aktuell" geworden ist. Die ersten Antworten werden laut.

Am lautesten unter ihnen ist die der bekannten Biedermänner, die alles vom Standpunkt der Froschperspektive betrachten. Von einer Aufhebung der gesellschaftlichen Ungleichheit wollen sie natürlich nichts wissen und quaken unverdrossen ihr bewährtes: „Das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben."

Eine andere Partei äußert sich gleichfalls absprechend. Aber da sie akademisch gebildet ist, genügt ihr die Begründung der ersten Partei nicht. Sie wird tiefsinnig und behauptet, die Frau sei an einem bestimmten Punkt der Entwicklungsgeschichte stehen ge-

Digitized by Google

blieben. Der Mann habe sie hier überflügelt. Es sei kein Gedanke, daß sie ihn je wieder erreichen könne. Alle Versuche dazu seien die aberwitzigsten Auflehnungen gegen die unüberwindlichen Mächte ewiger Naturgesetze.

Wieder andere schrauben einen Gott aus der Maschine herauf, um die Notwendigkeit der Frauenknechtschaft zu beweisen. Sie sprechen von Kriegshorden, die ein Volk unterwarfen und die Weiber dieses schwächeren, das heißt minderwertigen Volkes heirateten. Mit Fug und Recht machten sie die Weiber zu Dienerinnen, und nur eine elende Sklavenseele kann dem Weib das Wort reden.

Dagegen erheben sich die Folgenden. Sie treten für die Frau ein und rühmen die Güte des Weibes, das der Mann unterjocht habe nicht durch geistige Überlegenheit, sondern durch rohe Brutalität, durch den Mißbrauch seiner zufällig höheren Körperkraft.

Da sie die ganze Frage etwas tiefer fassen, so sehen die Gegner sich genötigt, gleichfalls tiefer zu graben. Nun sucht man sich gegenseitig zu untergraben. Mit überstürzender Hast hat man sich bereits einige Klafter tief eingeschaufelt — und doch ist man noch immer nicht auf den Grund gekommen. Kein Wunder, daß einzelne Geister die Sache müde werden, das Handwerkzeug hinwerfen und beiseite treten. Nietzsche hat alle Ursache, nervös in das Durcheinander hineinzuschreien: „Man hält das Weib für tief? Warum? Weil man bei ihm nicht auf den Grund kommt? Das Weib ist noch nicht einmal flach!“

Hat man einmal auch nur mit halbem Ohr auf

Digitized by Google

die wüsten Phantasieen gehört, die in dieser Frage die Parteileidenschaft für und wider zu Tage brachte, so kann man sich nur darüber freuen, daß die allgemeine Stimmung von solchen „Beweisen“ nichts mehr wissen will. Die bloß persönlichen Äußerungen werden immer entschiedener abgelehnt, mögen sie sich in noch so peinlich philosophischer oder anmutig poetischer Toilette vorstellen. Wer in diesen Dingen noch ernst genommen werden will, muß von Thatsachen und nicht von Grundsätzen ausgehen.

Am besten haben bis jetzt die Gegner der Frauenfreiheit den neuen Anforderungen sich gefügt. Sie wählen die Naturwissenschaft zur Grundlage und machen auf die anatomischen und physiologischen Unterschiede zwischen Mann und Weib aufmerksam: die geringere Körperkraft ist die auffallendste derartige Verschiedenheit. Die Haut ist weicher, widerstandsunfähiger beim Weib. Eine dickere Schicht von Fett ist nötig, die zarteren Muskeln zu umhüllen. Dazu ein Knochengewebe von großer Nachgiebigkeit, das dem weiblichen Körper den festen Rückhalt des männlichen nicht zu bieten vermag. Alles in Allem ein Bau der Schwäche. In den unscheinbarsten Einzelheiten ist es zu sehen. Das Kinn bleibt ohne Bart, die Stimme ohne Hintergrund, die Bewegungen matt, unentschlossen, ohne Energie. Es ist ein unfertiges Geschöpf, „ein Jüngling mit Mutterbrüsten, ein unausgereifter Mann, ein jäh aufgeschossenes Kind, das hinterher im Wachstum stehen geblieben ist.“

In physiologischer Beziehung dasselbe Bild. Die Nerven sind beim Weib wohl dicker und dadurch ge-

Digitized by Google

eigneter, Schmerzen zu ertragen, aber auch unfähiger, feinere Eindrücke zu erfassen. Kein ganz großer Künstler ist je aus den Reihen der Frauen hervorgegangen. Selbst in der Auffassung niederer Sinneseindrücke stehen sie hinter den Männern zurück: die bedeutendsten Kochbücher, beispielsweise, sind von Männern geschrieben. Das ist die Folge jenes gröber gebauten Nervensystems, das wohl körperliche Gebrechen so geduldig ertragen kann, wie das Tier, im übrigen aber nicht einmal fähig ist, dem eigenen Gesicht einen bestimmten klaren Ausdruck zu geben. Geistig ist die Frau ebenso unselbstständig wie körperlich. Ihr Schwerpunkt liegt im Mann. Allein ist sie ohne Initiative, ohne Ausdauer, unfähig zu denken, und dem blödsinnigsten Aber- und Köhlerglauben bedingungslos preisgegeben. — Das weiß das Weib, und deshalb fürchtet es so sehr die Einsamkeit, die der Mann zu Zeiten nicht entbehren kann.

Berufen die Gegner sich auf naturwissenschaftliche Thatsachen, so deuten die Fürsprecher der Frauenfreiheit auf geschichtliche Ereignisse. Mit gewissenhaftem Fleiß tragen sie alles zusammen, was aus jenen uralten Zeiten bekannt ist, wo das „Mutterrecht" herrschte, wo man von einem Mutter- und nicht von einem Vaterlande sprach. Die Gegner meinen, die Frau sei untüchtig zum Kriegsdienst, ein schwangerer General zur Manöverzeit z. B. sei nicht sonderlich gut zu verwenden. Dagegen erinnern sie an die bewaffneten Weiberleichen, die man in alten Gräbern gefunden hat, erwähnen die Amazonen seligen Angedenkens und die annoch lebendige Weibergarde des Königs von Dahome. Oder sie berufen sich

Digitized by Google

gar auf Herodot, der von den Scythenweibern versichert, sie müßten erst irgend einen Gegner kalt gemacht haben, ehe sie heiraten dürften; gewiß eine Genauigkeit in der Auffassung der Bestimmungsmensur, die den schneidigsten Korpsstudenten unserer männlichen Zeit in Schatten stellt.

Die Thatsache des weniger günstig gebauten Hirns soll beweisen, daß die Frau in Kunst und Wissenschaft ebensowenig wie im öffentlichen Staatsdienst vorwärts kommen könne. — Mit wohlwollendem Lächeln weist man zur Antwort auf Katharina und Elisabeth, die doch auch sozusagen ein öffentliches Amt verwalteten. Mme. de Staël wird den Gelehrten, George Sand und Angelica Kaufmann den Künstlern gegenübergestellt.

Meinen die Gegner nun, das seien doch bloße Ausnahmen, so ist der Streit erst recht im Gang. Auf der einen Seite erklärt man diese „Ausnahmen" für die ersten schüchternen Triebe einer schöneren Zukunft, auf der andern für die atavistischen Rückfälle in eine rohe Vergangenheit. Damit ist der Meinungsaustausch dann glücklich wieder auf das Gebiet persönlicher Wünsche herübergespielt.

Von den Kämpfen zu berichten, die hier ausgefochten werden, mag dem Leser erspart bleiben. Schon diese kurzen Andeutungen über die gegenwärtige Frage werden ihn ermüdet haben. Vielleicht ist es die Schuld der vorliegenden Darstellung, die wenig von dem würdigen Ernst einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung zeigt. Für diesen Fall bitte ich um Verzeihung. Aber es ist mir nicht möglich, in ernsthaftem Ton von

Digitized by Google

einer so spaßhaften Sache zu reden, wie es der Streit der Freunde und Gegner der Frauenfreiheit nun einmal ist.

Ja, spaßhaft ist der ganze Streit, so wie man ihn jetzt führt. Der Stoff, den er bietet, eignet sich so ausnehmend gut für ein Lustspiel, daß selbst ein mittelmäßig begabter Dichter eine gute Scene daraus zu machen wüßte. Freilich, so gut die Scene auch ausfallen möchte: es wäre doch Gefahr, daß man das Publikum damit langweilte. Das Prinzip, auf dem sie sich aufbaut, ist nämlich zu alt, um noch überraschend zu wirken: es ist das bekannte Zwiegespräch, in dem zwei Personen nicht einig werden können, weil sie von gänzlich verschiedenen Dingen reden. Sie legen ihre Meinungen klar, begeistern sich dafür, werden zornig über ihren gegenseitigen Widerspruch — und ahnen nicht, daß sie im schönsten Einverständnis wären, wenn sie überhaupt nur wüßten, wovon sie eigentlich reden.

Hier bespricht man die Eigenschaften solcher Frauen, wie wir sie tagtäglich neben uns sehen, dort solcher, die dem Präparirtisch längst nicht mehr zugänglich sind. Sind es nicht zwei ganz verschiedene Beobachtungsgegenstände, die den Naturgelehrten einer-, den Geschichtsforscher andererseits beschäftigen? Und sollte man sich nicht verständigen können, wenn man sich über das Wesentliche dieses Gegensatzes klar wird?

* * *

Digitized by Google

Man mag über die Lehren Darwins denken wie man will, mag man bestreiten, daß wir außer dem Gesetze der Vererbung dem der Anpassung die unendliche Mannigfaltigkeit der Arten verdanken: soviel ist sicher, daß innerhalb der einzelnen Art das Gesetz der Anpassung im weitesten Maße wirksam ist.

Der Baum im Freien hat eine vollere Krone als der im Walde, der gezwungen war, sich seiner Umgebung anzupassen. Die im Futterhof eingefangene Ente verlernt allmählich das Fliegen, bekommt aber statt dessen die kräftigeren Beine, die ihre neue Lebensweise verlangt. Der Pferdezüchter weiß, daß er dem künftigen Rennpferd ein anderes Futter zu geben hat als dem künftigen Lastgaul u. s. f.

Man beachte etwa die Veränderungen, die eine aus der feuchtkühlen Atmosphäre des Meeresstrandes in eine trockenheiße Gegend versetzte Pflanze durchmacht, um die ganze Wirkungsfähigkeit jenes Gesetzes kennen zu lernen. Die Blätter, vorher dick und fleischig, schrumpfen zusammen und bedecken sich mit einer langen, dichten Behaarung, die ihnen eine Feuchtigkeitsaufnahme aus der Luft ermöglicht. Man glaubt, die Blätter zweier gänzlich verschiedenen Pflanzen vor sich zu haben, legt man eins des am Meer aufgewachsenen Exemplars neben ein solches aus dem heißen Standort. Oder man vergleiche die so verschiedenen Taubenarten, die ein geschickter Züchter allmählich heranzubilden versteht. Auch hier mit unverkennbarer Deutlichkeit dieselbe Thatsache, daß das Gesetz der Anpassung (im letzten Fall freilich verstärkt durch das der Vererbung) zwei ur-

Digitized by Google

ſprünglich gleiche Weſen in ſcheinbar völlig verſchiedengeartete umwandeln kann. —

Die Freunde der Frauenfreiheit ſchildern aus uralten Zeiten einen Weibertypus, der körperlich wie geiſtig dem Mann ſeiner Zeit völlig ebenbürtig iſt; ſie beweiſen ihre Behauptung mit unzweifelhaften Thatſachen. Die Gegner der Frauenfreiheit beſchreiben die Durchſchnittsgeſtalt des modernen Weibes als körperlich und geiſtig dem Mann unterlegen; auch hier die Beweisführung eine Reihe unumſtößlicher Thatſachen.

Aber ſind dieſe Widerſprüche wirklich ſo unverſöhnlich? Behauptet man auf beiden Seiten denn ſchließlich etwas Anderes, als daß das Weib der Gegenwart ſich von dem der Vergangenheit ſehr weſentlich unterſcheidet? Und ſind alle dieſe Unterſchiede nicht erklärlich, wenn wir jenes Geſetz der Anpaſſung nicht aus den Angen verlieren?

Betrachten wir doch einmal einige der unendlich vielen Spielarten, die dieſes Geſetz aus dem am reichſten gegliederten Organismus, dem Menſchen, hervorzuheben vermochte. Daß es im Kleinen hier wirkſam iſt, wird Niemand bezweifeln wollen. Unſer ganzes Erziehungsweſen geht von dieſer Vorausſetzung aus. Wir hätten keine Lehrer, keine Ärzte, ja keine Beamte und keinen Staat, wäre nicht alle Welt davon überzeugt. Aber auch im Großen hat die Phantaſie der Natur ſo viele Variationen über das Thema Menſch geſchaffen, daß wir nicht gar zu weit nach ihnen zu ſuchen haben.

Da ſind zunächſt die Völkergegenſätze, große Maſſen, deren Umriſſe auch ein ſchwaches Auge leicht unterſcheiden

Digitized by Google

kann. Man braucht nicht auf die Rassenunterschiede zurückzugreifen, um die Ungleichheiten zu erkennen, in denen die Anpassung die Menschen in der ersten, deutlichsten, gröbsten Weise sonderte. Ein und dasselbe Volk, das die Geschichte zersplitterte und in verschiedenen Gegenden ansiedelte, genügt als Beispiel. Nehmen wir etwa zwei Vertreter des germanischen Typus, den Deutschen und den Engländer. Welche Pflanze, die vom Binnenland an das Meer versetzt wurde, zeigt eine solche geschmeidige Anfügung an jenes Gesetz wie diese beiden Völkertypen!

Oder — um einen kleinen, übersichtlichen Gegenstand der Beobachtung zu nehmen — man erinnere sich der sehr fragwürdigen Frage der Standesunterschiede. Die bildende Kraft der Stände, die völlig gleichgeartete Zwillinge völlig ungleich macht, wird der eine in die Uniform und der andere in den Talar gesteckt, ist ja wohl bekannt. Aber diese Frage drängt sich auch noch in dieser andern Form uns auf: nicht nur in der bildenden Kraft des einzelnen Standes, sondern auch in der höheren Macht, die dem betreffenden Stand selbst erst seine entscheidenden Merkmale verlieh.

Da gerade diese zweite Form für unseren besondern Fall sehr lehrreich ist, wollen wir sie an einem bestimmten Beispiel näher erörtern. — —

Als am Ausgang des letzten und Aufgang dieses Jahrhunderts die große Umwälzung im System der Arbeit sich erhob und die ersten Versuche im Maschinenbetrieb gemacht werden sollten, war der von der Vergangenheit ausgebildete zünftige Arbeiter in keiner

Digitized by Google

Weise verwendbar für die Durchführung der neuen Ideen. Es galt einen anderen Arbeiterschlag, einen neuen Stand zu züchten.

Es war jene verhängnisvolle Übergangszeit, in der die Arbeit nicht mehr eigentlich für den Menschen, und doch auch noch nicht für die Maschinen berechnet war. Noch war man nicht weit genug, die erstaunlichen Mechanismen zu bauen, deren Räder und Transmissionen so wunderbar ineinandergreifen. Noch bestanden diese Räder und Wellen und Kurbeln und Zapfen nicht aus Eisen, sondern aus — Menschen. Ja, aus Menschen. Denn was enthielten die Säle der Manufakturisten, in der klassischen Zeit dieser Arbeitsweise, anders als ungeheure Maschinen, deren Teilstücke Menschen, lebendige Menschen waren? Hier standen nichts als die ersten Modelle der Kraft- und Arbeitsmaschinen. „Der Mensch mußte zur Maschine geworden sein, ehe die Maschinen die Arbeit des Menschen verrichten konnte." Dieses letzte, grausame Gebot wurde hier erfüllt.

Die Menschen, die allein zu dieser Art der Arbeit brauchbar waren, mußten Wesen sein, denen der letzte Rest von Individualität gewaltsam ausgepreßt war, die in mechanischer Abhängigkeit leben und vor allen Dingen so vollständig jede eigene Willensregung unterdrücken konnten, wie es der Betrieb jener Menschenmaschinen verlangte.

Wie war es nun möglich, diesen neuen Typus, diesen neuen Stand herauszubilden?

Der Mensch ist um so willenloser und sklavischer,

Digitized by Google

je ärmer und hungriger er ist. Es galt, eine Rasse zu ziehen, die zufrieden mit einem Lohn war, so niedrig, daß er das „Existenzminimum“ knapp erreichte, daß man mit ihm zur Not ein stumpfes, dumpfes, tierisches Dasein fristen konnte.

Das flache Land, das bisher noch stets das zur Bildung eines neuen Standes nötige Menschenmaterial geliefert hatte, gab auch diesmal die geeigneten Elemente her. Das System, mit dem man die Vertreter des neuen Standes einfing, ist bekannt unter dem Namen der Hausindustrie. Die Handwerksmeister, die zuerst die veränderte Lage der Dinge durchschauten und Nutzen daraus zu ziehen verstanden, zogen aufs Land, wo die strengen Zunftgesetze der Stadt sich nicht so fühlbar machten, und überließen die Arbeit der wenig verwöhnten, bescheidenen Bauernbevölkerung. Es war ein Nebenverdienst, den die Landleute sich wohl gefallen ließen — ohne eine Ahnung zu haben, nach welch vergifteter Lockspeise sie da so sorglos griffen. Langsam, ganz langsam wurden sie ihrer alten Beschäftigung abspenstig gemacht, mehr und mehr ausschließlich für die neue Arbeit herangezogen, bis sie endlich nur dafür noch tauglich, für die Bebauung ihrer Felder aber völlig unfähig geworden waren.

Als man auf dem Land das neue System weit genug ausgebildet hatte, zog man zur Stadt zurück. Die alten Zünfte waren durch die größere Ergiebigkeit der neuen Arbeitsweise unschädlich geworden. Ihre Gesetze und Privilegien schrumpften zu scheinlebendigen Gespenstern zusammen, längst ehe die Regierungen ihnen

Digitized by Google

durch die Aufhebungen alter Bils den Totenschein ausstellten. So konnte die Manufaktur ihre eigentliche Entwicklung beginnen — konnte man den elenden Arbeiterschlag der Manufaktur herausbilden.

Jetzt erst zeigte die Hausindustrie ihr eigentliches Gesicht. Entsetzliches Schauspiel, wie man es verstand, den Lohn tiefer und immer tiefer zu drücken! Das nächste war, daß man die Konkurrenz nach allen Kräften erhöhte. Entlassene Soldaten und andere schiffbrüchige Existenzen werden eingestellt; wo die Arbeit bereits rein mechanisch geworden ist, benutzt man die billigen Arbeitskräfte der Weiber und Kinder; selbst von den Armenverwaltungen und Waisenhäusern läßt man sich diese Kinder liefern; dazu eine zum Äußersten getriebene Ausdehnung der Lehrlingsarbeit. Sodann wird die Arbeitszeit verlängert, die Ruhepausen werden gekürzt, bis schließlich der Geist der Arbeiter ermattet zusammenbricht, und sie stumpf und gedankenlos vor sich hinleben. Und auf diesen hungrigen, verzweifelten, halb tierischen Haufen Elender läßt man nun noch die stetig verschärften Gesetze über den Brotzoll niederhageln. Der Arbeiter lebt noch zu gut, sein Lohn ist noch zu hoch — er ist noch zu sehr Mensch. Brot? Was braucht der Arbeiter Brot? Die Kartoffel ist eingeführt.

Die Kartoffel ist bald die einzige Nahrung des Arbeiters. War noch ein Zwangsmittel nötig, um den neuen Stand schnell auszubilden, so war es dieses Nahrungsmittel, das ihm physiologisch noch die letzte Umgestaltung gab. So dauerte es denn nicht

Digitized by Google

lange, und der Herzenswunsch der „klassischen National-ökonomie“ war erfüllt. Der Arbeiter war Material geworden, er zählte nicht mehr als Mensch: seine Persönlichkeit war eine mathematisch zu berechnende, mechanische Kraft. — Dem planmäßigen Vorgehen des Arbeitgebers war es gelungen, einen neuen Stand heranzuzüchten. Man hatte das Gesetz der Anpassung verstanden. — —

Der zünftige Arbeiter und der Arbeiter des noch nicht durchgeführten Fabriksystems, das sind zwei Typen, die uns aus den Schilderungen der Reaktionäre und der Sozialisten wohl bekannt sind. Zwei gänzlich verschiedene Menschensorten, physiologisch und anatomisch gleich schroff gesondert, und doch beide verständlich, als die aufeinander folgenden Erzeugnisse ein und desselben Entwicklungsganges betrachtet.

Die Amazone und das geschäftige Hausmütterchen — gewiß, sie haben herzlich wenig Ähnlichkeit. Aber sind sie vielleicht nicht auch erklärlich, betrachtet man sie unter demselben Gesichtspunkt wie jene beiden Arbeitertypen?

Irgend einen Zeitpunkt hat es gegeben — warum und wann er eintrat, mag einstweilen gleichgiltig bleiben — in welchem die Frau ansässig wurde, die Waffen niederlegte, dem Mann zu gehorchen begann und sich gewöhnte, still in ihre Hütte zurückgezogen zu leben. War der Grund, der sie zu alledem veranlaßte, mächtig genug, sie auch nur durch einige Jahrhunderte hindurch niederzuzwingen, so mußte unbedingt der frühere Typus, den wir nur noch historich kennen, sich zu dem ent-

Digitized by Google

wickeln, der im Vergleich zum männlichen scheinbar so minderwertig ist.

Es ist bekannt, wie verkrüppelnd der Nichtgebrauch irgend eines Gliedes allmählich wirkt (man denke an den extremsten Fall, die rudimentären Organe). Das Weib, das den Gebrauch der Waffen verlernte, das keinen Krieg, keine Jagd mehr mitmachte und die immer kleinlicheren Arbeiten des Hauses übernahm, dieses Weib mußte ein Opfer jenes zerstörenden Gesetzes werden. Die Kraft ihrer Muskeln mußte unbedingt schwinden, die bestimmten Linien mußten sich verlieren, und jene weichen, allgemeinen Formen an ihre Stelle treten, die der Weiberfeind als charakterlos verdammt. Es ist nichts als das, was der Physiologe „fettige Degeneration" nennt, die einfache notwendige Folge mangelnder körperlicher Übung.

In geistiger Hinsicht dasselbe Gesetz mit derselben Wirkung. Der Mann, der gezwungen ist, sich den immer schwierigeren Lagen des Lebens anzupassen und nicht für sich allein, sondern auch für Weib und Kind zu sorgen, dessen geistige Kräfte werden freilich aufs Äußerste gespannt und damit weiter ausgebildet. Wenn seine Hirnrinde durch die Entwicklung der Generationen hindurch allmählich stärker wird, und die Windungen des Hirns selbst sich vertiefen, so ist das eine Tugend, die der Not entsprang. Das Weib aber — wozu eine Anspannung der geistigen Kräfte, wenn sie verpflichtet ist, im Haus selbst ihre ganze Thätigkeit in hundert Kleinigkeiten zu zerspalten? Ihre geistigen Fähigkeiten bleiben auf demselben Punkt stehen, oder gehen —

Digitized by Google

unter dem ungeheuren Druck der Kultur — doch sehr langsam vorwärts, während der Mann sich ung schneller entwickelt.

* * *

Betrachten wir die ganze Frage von diesem Sta punkt aus, so erscheinen die Vorwürfe der Gegner Frauenfreiheit in sonderbarem Licht. Die erste E obachtung, die sich uns aufdrängt, ist die, daß j Philosophen, die so gern auf ihren männlichen G pochen, in einen von ihnen selbst als spezifisch weibl verdammten logischen Fehler geraten: die voreilige V allgemeinerung eines bestimmten Falls. Das W ist geistig unbedeutender als der Mann, das W ist körperlich mißraten, das Weib ist zur Sklave geboren. Und doch ist es nicht Das, sondern E Weib, von dem sie reden, das Produkt einer bestimmt Epoche, die im großen Gang der menschlichen Entwic lung nur eine kleine Spanne Raum einnimmt.

Daß es „ewig so gewesen" sei, das ist eine jen possierlichen Philisteransichten, über die man sich do nicht mehr ernstlich erbosen sollte. Wenn sogenannt Gelehrte aus dem kleinen Stückchen Kulturgeschich das sie übersehen, das „ewige Gesetz" ableiten, da mit steigender Kultur eine steigende Abhängigkeit de Frau verbunden sei, so sollte man doch in den niedliche Thatsachen, die sie zum Beweise ihres ewigen Gesetze hübsch nebeneinander aufbauen, nur das sehen, was i ihnen zu sehen ist: eine unfreiwillige Satire.

Digitized by Google

Ernſter wird die Sache ſchon, wenn man nicht bei gelehrten Redensarten ſtehen bleibt, ſondern mit allen Mitteln des Rechts und der Gewalt ſich gegen jede Änderung ſträubt.

Die Gründe, mit denen man ein ſolches Vorgehen zu rechtfertigen ſucht, haben eine bedenkliche Ähnlichkeit mit denen, die ſeinerzeit das Daſein des von Gott eingeſetzten Fabrikadels retten ſollten. Was waren doch gleich die Gründe, die man vorbrachte, um ſich die billigen Arbeitskräfte der Kinder zu erhalten? „In der Fabrik“, hieß es, „hat es das Kind beſſer, als in den kahlen, kalten Wänden der Manſarde; der Fabrikherr iſt human, nicht egoiſtiſch, wenn er möglichſt viele Kinder beſchäftigt.“ — Und weshalb hatte der Arbeiter kein behaglicheres Heim? „Weil es ihm an Geld fehlt.“ Warum gab man ihm da nicht mehr? „Weil er es dann vertrinken würde, weil er roh und gemein iſt.“ — Woher kam aber dieſe Roheit und Gemeinheit? „Nun, das iſt doch klar, die liegt im Weſen des Arbeiters ſelbſt, die iſt nicht auszurotten, die iſt Natur, die Folge eines ewigen Geſetzes.“

Genau dieſelbe edle Gefechtsweiſe iſt es, mit der man heute den Frauen entgegenarbeitet. Man nennt ſie kokett, ſpricht ihnen jeden Stolz ab, findet ſie unbedeutend, oberflächlich, dumm. Aber wurden nicht alle dieſe Eigenſchaften erſt herangezogen? Kann man mit gutem Gewiſſen die Frauen verlachen, wenn ſie um jeden Preis jetzt anders werden wollen?

Doch ich vergeſſe eins: der Arbeiter konnte beweiſen, daß er andere Rechte zu beanſpruchen hatte,

Digitized by Google

konnte zeigen, daß ein neuer Typus an die Stelle des alten treten müsse. — Welche Gründe aber hätte die Frau, mit dem Bisherigen zu brechen? Und dann: war ihre Unterordnung wirklich so notwendig zum Fortschritt der Kultur? Oder machte sie nicht vielleicht auch aus der Not eine Tugend und war doch ihre Entwicklungskraft erschöpft, als sie nachgab?

Gut, sehen wir genauer zu, wann und weshalb jener dunkle Punkt auftauchte, an dem die Gleichberechtigung zwischen Mann und Weib ihr Ende nahm.

* * *

Die Unterwerfung des Weibes unter den Mann führt uns zurück in die fernen Zeiten, in denen die Kultur ihre ersten schüchternen Ansätze trieb.

Die eigentliche Geschichte weiß von diesen Zeiten nichts. Der Psychologie dagegen sind sie nicht unzugänglich. Wie der Mathematiker, hat er nur einen kleinen Teil eines Kreises vor sich, mit Leichtigkeit den vollen Kreis daraus ergänzen kann, vermag die Psychologie aus dem winzigen Stück von Kulturentwicklung, das die Geschichte ihr bietet, auf die fernen Zeiten zurückzugreifen, in denen jene Entwicklung ihren Anfang nahm.

Da zeigt sich ihr denn die veränderte Stellung des Weibes zum Mann als das erste Auftreten des Autoritätsglaubens, jener Kraft, die in der Folge Weltreiche bilden und Götter erfinden sollte. Die Aufhebung der Gleichberechtigung zwischen Mann und Weib war

Digitized by Google

nur ein erster Schritt. Das Gesetz, das hinter ihm stand, sehen wir von da an unwiderstehlich weiter und immer weiter um sich greifen. Wie die Räder einer Maschine ihr Material packen und es langsam, aber unaufhaltsam hineinzwängen in das sausende und polternde Ungeheuer, so fällt allmählich Stamm um Stamm, Volk um Volk dem unheimlichen Gesetz anheim, als dessen Opfer das Weib dasteht, das seiner Freiheit beraubte und in das Dunkel der Hütte geworfene Weib.

Unbedingte Unterordnung, wie es der Mann vom Weib verlangt, fordert nun die Kaste, der Stand vom Mann. Im Verhältnis der einzelnen Kasten dieselbe Unfreiheit und Abhängigkeit, derselbe Autoritätsglaube. Über der ersten Kaste, dem obersten Herrn aber als die letzte Ausgeburt des Geistes der Unselbstständigkeit, der Autorität: ein Himmel, ein überweltliches Herrschertum. So bilden und gliedern sich die ersten staatlichen Organisationen, die orientalischen Weltreiche. Sie zwängen den Naturmenschen in das erste Räderpaar der großen Arbeitsmaschine hinein, um das erste Material aus dem Schwersten und Gröbsten herauszuarbeiten.

Das Wesen dieses ersten Kulturfortschritts zu erkennen, fällt uns heute, wo eine unendlich feine Organisation die ursprünglich so plumpen Elemente durchgebildet hat, nicht mehr schwer: in der schroffen Sonderung und Unterordnung der Kasten zeigt sich das Gesetz der Arbeitsteilung in einer seiner einfachsten Wirkungen. Dieses Gesetz war es, das die Menschen um die kräftigen Mittelpunkte einzelner Kasten gruppierte, das sich in der Einrichtung dieser Kasten aussprach,

Digitized by Google

das die höchste menschliche Autorität in den Dienst einer übermenschlichen stellte. Dieses Gesetz war es auch, das aus dem selbständigen Weib die Sklavin des Mannes machte. So verlangte es die Arbeitsteilung. Seine Sache war es, die Rohprodukte zu beschaffen, ihre, sie zu verarbeiten.

Schwieriger schon als die Erkenntnis des Wesens jenes Gesetzes ist die seines Zweckes. Weshalb erkannte der Mensch eine Autorität an? Weshalb unterwarf er sich willig dem Kastengeist? Weshalb — um auf die letzte Frage zurückzugehen — legte das Weib die Waffen nieder und verkroch sich demütig in die Hütte?

In der üblichen Antwort auf diese Frage heißt es: „Die Arbeitsteilung erleichtert die Arbeit." Das ist ja gewiß nicht zu bestreiten. Reicht es aber zur Erklärung hin? Was konnte denn im Grund dem Naturmenschen an einer solchen Erleichterung der Arbeit liegen? Wog sie im mindesten den Verlust auf, den die Aufgabe der persönlichen Freiheit mit sich brachte? Kleinliche Ursachen können nur kleinliche Folgen haben. Der bloße Wunsch, sich die augenblickliche Arbeit zu erleichtern, hätte nie zu solchen monumentalen Gestaltungen führen können, wie die alten Kasten es waren.

Nein, wollen wir den Grund finden, der die orientalischen Weltreiche schaffen und neue Typen des Mannes und des Weibes bilden konnte, so müssen wir schon tiefer gehn.

* * *

Digitized by Google

Unter den Lockmitteln, mit denen die fortschreitende Entwicklung den Menschen zur Lösung immer schwierigerer Aufgaben zu reizen versteht, ist eins der wirksamsten die Steigerung der Bedürfnisse. Höhere Ansprüche, Ansprüche auf Dinge, die an sich leicht zu entbehren wären, leiten die Geschichte fast aller bedeutenden Erfindungen der Neuzeit ein. Man hat diese stetig wachsenden Ansprüche verdammt als den Grund der ganzen Verweichlichung, die den modernen Kulturmenschen so widerstandsunfähig gegen äußere Einflüsse gemacht hat — und man bedenkt nicht, daß wir ohne diese Verweichlichung in Verhältnissen lebten, gegen welche die Gesellschaftszustände in Dahome zivilisiert zu nennen wären, daß wie die letzten, so auch die ersten Fortschritte der Kultur bedingt waren durch eine Steigerung der Bedürfnisse, durch jene Unzufriedenheit, die von den überkommenen Verhältnissen nichts wissen will, so vollkommen sie scheinbar allen „vernünftigen Ansprüchen“ genügen.

Wir kennen heute im Wesentlichen den Umfang der Bedürfnisse des Naturmenschen, wir wissen, wie wenig seine Lebensanschauungen sich von denen des Tiers unterscheiden. Das Fleisch erschlagener Tiere oder Menschen — zwischen Mensch und Tier weiß man noch keinen klaren Unterschied zu machen — die Früchte, die der Boden zufällig bietet, genügen zur Nahrung. Von einer eigentlichen Zubereitung des Fleisches, von einer Anpflanzung bestimmter Früchte ist noch keine Rede. Eine Kleidung kennt man entweder gar nicht, oder man hüllt sich, wenn die Kälte zu streng ist, in

Digitized by Google

die Felle der erschlagenen Tiere. Zur Wohnung genügt die Höhle, in die man sich zurückzieht, um allein und ungestört die Früchte seines Raubs genießen zu können.*)

Die erste Organisation, in der diese scheuen Wesen sich zusammenfanden, die Horde, ist zugleich das erste Zeugnis der beginnenden Steigerung der Bedürfnisse. Der alleinstehende Mensch kann sich wohl seine Bedürfnisse durch den Raub auf eigne Faust befriedigen, aber diese Art des Erwerbs ist unsicher und gefährlich. Hält man dagegen zusammen, vereinigt man sich in Horden, so ist man seines Raubes nicht allein sicherer, sondern kann auch über die gegenwärtigen Bedürfnisse hinaus für die ungünstigeren Jahreszeiten sorgen. So überwindet man denn die Scheu und schließt sich in den Horden aneinander.

Der Zweck dieser Horden ist durchaus der des Raubes. Je glücklicher man im Rauben und Morden ist, um so höher steht man im Ansehen der Horde. Vorsichtig bewahrt man deshalb irgend einen Teil jeder

*) Von diesen ältesten Zeiten unseres Geschlechts besitzen wir, außer den Höhlenfunden, kein direktes Zeugnis. Um so deutlicher sprechen einige rudimentäre Sitten und Gebräuche. So erzählt Dr. Karl v. d. Steinen von den Indianern am Schingú, daß sie sich beim Essen zurückziehen, daß es bei ihnen für „unanständig" gilt, sich schmausend sehen zu lassen. Diese Sitte ist selbst der übertünchten Höflichkeit Europas noch nicht ganz fremd geworden. Es „schickt sich nicht" z. B. kauend über die Straße zu gehen, oder den Akt des Essens im „Schmatzen" hörbar werden zu lassen. Solche Verbote folgen im letzten Grund aus demselben Gefühl, das den Hund sich mit dem gestohlenen Knochen vor dem Nachbarshund zurückziehen läßt.

Digitized by Google

seltneren Beute als Wahrzeichen seiner Tüchtigkeit. Es giebt keinen schöneren Schmuck, als der Schopf eines erschlagenen Menschen, der Schweif eines feindlichen Pferdes, die bunten Federn erlegter Vögel.*)

Diese Horden konnten jedoch auf die Dauer den Menschen nicht im Geringsten befriedigen, und von allen menschlichen Organisationen ging vielleicht keine so schnell vorüber wie sie. Dasselbe Gesetz, das sie ins Leben gerufen hatte, mußte zur Ursache ihres baldigen Untergangs werden: Sie gab wohl viel — denn jedes unmittelbare Bedürfnis war gedeckt — aber sie verlangte noch mehr. Verzichten mußte man vor allem auf eine bestimmte Wohnung. Der Hordengenosse, den der Raubzug von Gegend zu Gegend führte, kann wohl des Abends mit seinen Tierfellen eine Art primitiven Zeltes aufschlagen, aber das schützt ihn weder vor einer schlimmen Witterung, noch vor den tausend Gefahren des unbekannten Landes. Und was half ihm schließlich der Überfluß des Raubes selbst, wenn er auf Nahrung und Kleidung so gut wie keine Sorgfalt verwenden konnte?

Unzählige neue Ansprüche mußten sich dem Menschen aufdrängen, dessen Existenz einmal unmittelbar gesichert war. Keinem dieser Ansprüche aber vermochte die Horde

*) Auch hier ließen sich eine Menge rudimentärer Sitten anführen. Man braucht nicht an die Indianer und deren Federhelm zu denken: unsere höheren militärischen Chargen mit ihrem Federbusch sagen genau dasselbe. Unzählige Beispiele könnte eine Psychologie des Schmuckes liefern, wobei namentlich unsere Damen viel zu denken geben würden.

Digitized by Google

gerecht zu werden, denn alle verlangten die unbedingte Erfüllung Eines Gebotes: der Mensch mußte seßhaft geworden sein.

So trat man denn den Weg an zum zweiten Haltepunkt auf jener endlosen Strecke, an deren Anfang der Naturmensch, und an deren Ende das freie Individuum steht: der Hordenmensch wurde seßhaft.

Die Schwierigkeiten, die zur Festigung des neuen Zustandes zu überwinden waren, hatten im Wesentlichen Einen Grund: auf dem kleinen Gebiet, auf das man sich durch die Seßhaftigkeit beschränkt hatte, mußte man jetzt denselben Ertrag zu gewinnen suchen, den man vorher auf dem unbegrenzten Gebiet der Raubzüge gewonnen hatte; eine intensive Raubwirtschaft mußte an Stelle der extensiven treten. Das verlangte zunächst eine andere Bewaffnung. Keule und Speer reichten nun nicht mehr aus; Bogen und Pfeil mußten zu Hilfe kommen. Die Technik der Jagd selbst mußte verfeinert werden. Man bildete dazu eine Geschicklichkeit in irgend einer bestimmten Richtung aus, was seinerseits wieder zu einem der ersten Gründe der Arbeitsteilung wurde. Weiter legte man den Grund zur Volkswirtschaft, indem man eine ganze Anzahl gleichgearteter Tiere auf Vorrat in eine Umhegung zusammen brachte.

Alle diese Umgestaltungen treten jedoch zurück gegen die eine, die bei keinem seßhaften, entwicklungsfähigen Stamm dauernd ausbleibt: die Unterordnung des Weibes unter den Mann. Nicht auf einen Schlag, sondern durch eine lange Entwicklung, vielleicht von Jahr-

Digitized by Google

hunderten, hindurch, vollzog sich diese Neuerung. Es war keine Revolution, keine Gewaltthat, sondern freiwillig, wie der Mensch sich einst der Horde eingeordnet hatte, ergab sich jetzt das Weib der Herrschaft des Mannes. Erst mit diesem Schritt, das fühlte man, war das letzte Hindernis beseitigt, danach erst konnte die Kultur ihren eigentlichen Weg antreten.

Wir nannten bereits das Gesetz, das hier thätig war: die Autorität. Wie es sich herausbilden und wirksam machen konnte, das ist ein noch ungelöstes Rätsel. Wir sehen hier eine jener großen Ideen auftreten, deren Gewalt die Menschen sich so wenig entziehen können, wie einer ansteckenden Krankheit. Die unwiderstehliche Macht, die in der Autorität lebte, loderte zum erstenmale auf in den Horden, in der dämonischen Anziehungskraft der Horden, die anfangs als kleine Schwärme durch das Land zogen, in der Folge aber zu jenen Völkerlawinen anschwellen konnten, wie die Hunnen es waren, vor denen einst Europa zitterte. In buntester Reihenfolge haben diese Ideen seitdem einander abgelöst. So herrisch wie nur irgend ein Despot, der seinen Willen als einzige Erklärung seiner Thaten giebt, traten sie auf, bald als göttlicher Befehl, bald als sittliches Gebot, stets zu vornehm, ihre Erscheinung vor der kalten Vernunft zu rechtfertigen, und doch eine Zeitlang unumschränkte Herrscher jeder Art von Vernunft — Idiosynkrasieen des Menschengeschlechts, die uns beherrschten, seit wir uns über das Tier erhoben, und uns beherrschen werden, solange eine Gemeinschaft freier Individuen noch nicht möglich ist.

Digitized by Google

Weshalb das Weib dem Mann sich freiwillig unterwarf? — Weshalb nahm der Spötter des Mittelalters, der gekommen war, sich über den Zug der Flagellanten lustig zu machen, die Geißel in die Hand und schlug sich den Rücken blutig? Weshalb?

Ja, weshalb! Das sind die Fragen, die hinter den Fragen auftauchen. Sie führen uns in ein Dickicht, so dicht und dunkel, daß weder Fuß noch Auge sich zurechtfinden. Lassen wir diese Pfade, und verfolgen wir lieber unseren bisherigen helleren Weg.

* * *

In welcher Richtung bewegte sich die Entwicklung nach der Entstehung der Horde?

Jedenfalls nicht in grader Linie. Wie zur Frühlingszeit die Tage nicht gleichmäßig wärmer werden, sondern frostige Nächte und Schneegestöber noch oft die Reihenfolge unterbrechen, so entwickelt sich auch die Kultur nicht in regelmäßiger Folge. An tausend verschiedenen Punkten mochte diese rätselhafte Macht gleichzeitig eingesetzt haben, aber nicht an zweien vermochte sie dieselbe Wirkung hervorzubringen. Die Bodenverhältnisse, das Klima, und wie man alle die Unregelmäßigkeiten der Natur nennen mag, ließen den einen Gesellschaftskreis sich schneller entwickeln als den andren. Während man hier schon lange seßhaft geworden war und die ersten Schritte der Civilisation längst hinter sich hatte, zog man dort noch in wilden Horden durch

Digitized by Google

das Land, ohne eine Ahnung von den Vorteilen der Seßhaftigkeit.

Dieses Nebeneinander verschiedener Entwicklungsstufen sollte für den Fortgang der Kultur von höchster Bedeutung werden: die Berührung dieser beiden ungleichartigen Elemente ist es, der die wichtigste aller kulturbildenden Ideen, der Staat, sein Dasein verdankt.

Bis in die hellsten Zeiten der Geschichte hinein können wir das Schauspiel verfolgen, wie die zurückgebliebenste aller menschlichen Vereinigungen, die Horde, sengend und mordend über bereits ansässige Gegenden herfällt. Es ist ein Schauspiel, so furchtbar, aber auch so fruchtbar wie ein Gewitter. Unzählige entwicklungsfähige Keime wurden von diesen plündernden Horden roh zertreten. Aber alle diese kleinen und großen räuberischen Züge zusammen vereinigen sich zu einem wohldurchdachten, ungeheuren Kriegszug, der einem bestimmten Zweck zuliebe unternommen wurde. Dieses Ziel aber, das dem Sieger als Preis zufiel, war: die volle Ausbildung des Prinzips der Autorität.

Die siegreiche Horde lernt die Lebensweise kennen, in der die Unterworfenen sich befinden. Der Anblick der fertigen Zustände spart ihnen die mühsame Zeit des Lernens. In ungeahnter Weise können sie sich nun die Wünsche erfüllen, die sie einst, in der Horde zusammenführten: mit einem Schlag eignen sie sich alle Vorteile der Seßhaftigkeit an.

Alle Vorteile, und keinen Nachteil. Welche Opfer diese Lebensweise verlangt, wie viel man von der eigenen Freiheit aufgeben muß, um die für die feineren Genüsse

Digitized by Google

nötigen feineren Arbeiten zu vollbringen, das sehen sie wohl ein. Aber sind sie nicht die Sieger? Haben die Unterworfenen sich ihnen nicht auf Gnade und Ungnade ergeben müssen? Nun wohl, mögen die Unterworfenen die Arbeit für sie besorgen. Sie selbst behalten die Waffen in den Händen und schützen „ihr" Land gegen jede nachdringende weitere Horde — gegen jeden Unabhängigkeitsanfall, der im Innern vielleicht die Einwohner ankommen möchte.

So bildet sich die erste Gliederung der staatlich geordneten Gesellschaft heraus: die Herren und die Sklaven. Die Verteidigung nach außen, die Arbeit im Innern sind die beiden großen Aufgaben der neuen Gemeinschaft. Die Arbeit aber, der eigentlich fruchtbare, positive Teil dieses Kulturwerks, fällt nicht ausschließlich den Sklaven, den Unterworfenen zu: auch die Weiber der Herren sind davon nicht frei. Sie stehen über den Sklaven — mit der rohen Arbeit haben sie nichts zu thun — aber sie stehen auch unter den Herren, denen allein in dieser gährenden Zeit das Waffenhandwerk überlassen bleiben muß.

Jahrtausende sind vergangen, seit zum erstenmal die Frauen mit den Arbeitern gemeinsame Sache hatten. In jenen uralten Kastenstaaten wurde der Grund nicht allein zur Arbeiter-, sondern auch zur Frauenfrage gelegt.

* * *

Die Arbeit als etwas Schändendes, eines freien Mannes Unwürdiges aufzufassen — das war die alt-

Digitized by Google

geheiligte Anschauung, über die keins der orientalischen Kulturvölker hinauskam. Auch in Griechenland, dessen Geschichte die letzte schöne Frucht der orientalischen Geistesarbeit, und nicht der Anfang der europäischen Kultur ist, auch in Griechenland dachte man so. Die griechische Gesellschaft war asiatisch, wie es die griechische Politik und die griechische Religion waren.

Erst als das Schlachtfeld der Kulur vom Morgen- nach dem Abendland verlegt wurde, als Europa die Hegemonie von Asien übernahm, da erst konnte zugleich mit den veränderten Anschauungen über Natur und Geist auch eine neue Anschauung über die menschliche Arbeit entstehen.

Die neue Weltanschauung war das Christentum. Seine Lehre, die nichts von Kasten und Bevorzugungen wissen wollte, die den Herrn ebenso zur Arbeit verpflichtete wie den Sklaven, erklärte alle Menschen für gleichberechtigt. Arbeit — das war einer der wichtigsten Sätze der neuen Lehre — Arbeit schändet nicht, sondern Arbeit adelt.

Was das Christentum so lebendig, so unausrottbar machte, das ist wieder eine jener geheimnisvollen Ideen, die als die eigentlichen Triebkräfte jede neue Kultur einleiten. Noch vermögen wir nicht alle Ideen zu überblicken, die im alten Orient die Kultur weiterführten. Soviel aber scheint sicher, daß von ihnen allen keine auch nur annähernd von der Bedeutung war, wie das Christentum. Die Menschen alle als gleichberechtigt erklären, die geheiligten Unterschiede zwischen Herrn und Sklaven mit einem Worte niederreißen, das ist eine

Digitized by Google

Lehre, so gewaltig, so ungeheuer ausgreifend, daß zwei Jahrtausende es nicht vermocht haben, ihr gerecht zu werden. Aber sie herrscht, diese Idee, folgerichtig beseitigt die Geschichte Europas ein Hindernis nach dem andern, ihre ganze Entwicklung ist nichts als ein einziges Bestreben, dieser großen Idee, der Grundlehre des Christentums, Bahn zu schaffen.

Wohl das schwerste, das umfänglichste Hindernis war die notwendige Umgestaltung der Arbeit. Die Arbeit, die Notwendigkeit der Arbeit war der nachdrücklichste Grund, den man für die Berechtigung der alten Gesellschaft anzugeben wußte. Wie war dieses Hindernis zu beseitigen?

Das nächste war, wie wir sahen, eine veränderte Anschauung der Arbeit. — Es ist hier nicht der Platz, im Einzelnen zu schildern, wie die neue Auffassung sich allmählich Bahn brach, wie die christliche Lehre sie theoretisch predigte und praktisch in klösterlichem Sklavenschutz anwandte. Genug, daß es endlich gelang, aus dem willenlosen Sklaven einen feudalen Hörigen, einen zinspflichtigen Tagelöhner zu machen, daß der Frohnhof sich endlich zur Stadt umwandelte, und aus der unterschiedslosen Masse der arbeitenden Sklaven schließlich die nach Zünften geordneten arbeitenden Bürger hervorgingen.

Aber das Zunftwesen, der Traum aller unserer Reaktionäre, war eine Errungenschaft, mit der Europa sich nicht zufrieden geben konnte. Wie hoch der Zunftgeselle auch über dem Sklaven stehen mochte: die Zünfte verlangten doch noch immer eine Kastengesellschaft. Von

Digitized by Google

einer Gleichstellung der Einzelnen war in diesem von unzähligen Privilegien mühsam unterstützten Staatswesen keine Rede, und deshalb mußte es fallen, wie alle seine Vorgänger.

Aber konnte die Arbeit noch höher in Ansehen kommen, als sie in der Zunftordnung schon war? Standen die arbeitenden Zünfte nicht selbstständig da? Durfte man sie verachten?

Da taucht eine neue Idee auf: Die Arbeit soll nicht weiter geadelt, die Arbeit soll — beseitigt werden. Solange noch Menschen verpflichtet werden müssen zur Arbeit, solange ist von einer Gleichstellung keine Rede. Nun, so werde der Mensch von dieser Arbeit, der nichts Persönliches, nichts Selbstständiges anhaftet, befreit, mögen statt seiner eintreten — die Naturkräfte.

Die Ausbildung der Naturwissenschaften, ein tiefes Studium aller elementaren Kräfte, die man bereits erkennen kann, steht am Anfang dieser Epoche. Mit ihr hebt die eigentliche Neuzeit an. Alle die Fäden, die die voraufgehenden Jahrhunderte einzeln gesponnen hatten, laufen zusammen in diesem einen großen Ziel, der Beseitigung der Arbeit. Die letzten Folgerungen jener Arbeitsteilung, die in der Unterwerfung des Weibes, im Kastenstaat ihren Anfang nahm, werden hier gezogen und damit die Grundsteine einer neuen Gesellschaftsordnung gelegt. Was das Wesen und die Ideale dieser neuen Gesellschaftsordnung sein mögen — wir wissen es nicht. Soviel aber steht fest, daß die große Summe alles dessen, was wir so stolz unsere Weltgeschichte nennen, nichts als eine bloße Vorarbeit für diese Zeiten ist.

Digitized by Google

Auch hier müssen wir es uns leider versagen, das allmähliche Umsichgreifen der neuen Idee genauer zu verfolgen; das Ringen eines Geschlechts, das mit der Natur in unmittelbare Beziehung treten will und jedes Medium einer Religion, eines Gottes einer Vermenschlichung von sich weist; das endlose Durchdringen der reinen Naturwissenschaften; dann das Forschen und Fragen nach geeigneten Elementarkräften; weiter jene entsetzliche Übergangszeit, die den Menschen zur Sache machte, und dann endlich, endlich der Sieg: die ersten Maschinen. Die Kraftmaschinen, mit denen man eine ganze Reihe elementarer Kräfte zu fesseln und in den Dienst der Menschen zu stellen weiß, und die Arbeitsmaschinen, diese unermüdlichen Arbeiter mit ihren stählernen Muskeln und Gelenken, die das Werkzeug sicherer und geschickter zu führen wissen, wie nur irgend ein Mensch.

Eine Arbeit nach der andern haben uns die Maschinen, die Heinzelmännchen des 19. Jahrhunderts, bereits abgenommen, und diensteifrig übernehmen sie immer mehr. Nicht nur die Auffassung der Arbeit, sondern das Wesen der Arbeit selbst ist im Begriff, einen ungeheuren Umwandlungsprozeß durchzumachen.

Das ist der Grund der modernen Arbeiterfrage — der Grund der modernen Frauenfrage.

* * *

Was diese ganze Entwicklung mit der Frauenfrage gemeinsam hat? Alles.

Digitized by Google

Niemals, seit jenen längstvergangenen orientalischen Zeiten, ist die Frau etwas anderes gewesen, als die Gehilfin des Mannes. Die Ketten wurden weniger fühlbar mit der Zeit; aus dem weiblichen Lasttier wurde ein weiblicher Sklave, eine Dienerin — aber nie eine „Gefährtin", so laut man das Gegenteil behaupten mag. Nie wurde die Frau von der Arbeit befreit, und die Geschichte der Arbeit ist so zur eigentlichen Geschichte der Frau geworden. „Die Frau und der Arbeiter haben seit alter Zeit gemein, Unterdrückte zu sein, und wie immer diese Unterdrückung sich änderte, die Unterordnung selbst blieb." — Der Verfasser des besten neueren Buches über die Frau, August Bebel, hatte seine Aufgabe wohl erkannt, als er diesen Satz als leitenden Gesichtspunkt allen seinen Ausführungen voranstellte.

In der Arbeiterfrage stehen wir inmitten einer großen Umwälzung, hervorgerufen durch das neue System der Arbeit, die Fabrik. Hat die Maschine, die Fabrik nicht auch die Frauenfrage in ein ganz neues Stadium gerückt?

Erinnern wir uns doch der Lebensweise der Frau zu jener Zeit, da man eine eigentliche Frauenfrage noch nicht kannte. Da mußte die Frau nicht nur spinnen und das Gespinst zur Kleidung ihres Mannes und ihrer Kinder verweben, sie mußte auch für jede Art von Nahrung sorgen, mußte Brot backen, ja hie und da selbst Bier brauen. Tausend andere Beschäftigungen, Nähen, Waschen, Seife kochen, Lichte ziehen kamen hinzu und gaben ihr den Tag über vollauf zu thun.

Digitized by Google

Und was ist heute von alledem geblieben? Die großen Beschäftigungen sind längst beseitigt. Aber auch die kleinen, eigentlich aufreibenden, haben die Maschinen zum größten Teil bereits übernommen. Der ganze Lebenslauf der Frau hat dadurch eine Achsenverschiebung erfahren. Ergiebt sich daraus nicht ganz von selbst die Berechtigung der großen Bewegung unter den Frauen?

In modernen Romanen und Dramen finden wir zum Überfluß einen Frauentypus geschildert, der herangewachsen ist in der schwülen Luft unserer Salons. Ein haut goût von unangenehmster Sorte. Nie vielleicht hat sich das genus Weib in einer so widerwärtigen, traurig krankhaften Gestalt verkörpert, als in diesem Kompositum von Nervosität, Pikanterie und Langeweile. Jedes gesunde Empfinden spürt etwas wie Ekel vor diesem Typus. Ach, und die sich am meisten vor ihm entsetzen, die ihn am schnellsten beseitigen möchten, gerade die thun alles, um ihn möglichst zu erhalten: sie bekreuzen sich vor der Frauenfreiheit.

Das moderne Weib ist frei von den meisten der früheren Arbeiten. Womit soll es die leeren Stunden nun hinbringen? Ja, wenn man sich diese Frage einmal vorlegen möchte! Keinesfalls will man dem Weib das Recht einer ernsteren Beschäftigung einräumen. Dazu ist es zu „flach", zu sehr Kind. Und doch könnte einem vor dieser Kindlichkeit fast bange werden, sieht man das Raffinement, mit dem die Frau sich ihre leeren Stunden spielend zu vertreiben sucht, da ihr der Ernst versagt ist.

Digitized by Google

Aber da wirft man einen Einwand dazwischen, der wirkliche Berechtigung zu haben und den Frauen in der That etwas wie eine „ewige Naturpflicht“ aufzubürden scheint: die Ehe, die Familie.

Bedenkt man wohl, daß auch die Ehefrage sich ein wenig geändert hat? Und zwar genau aus demselben Grunde, wie die Frauenfrage im Allgemeinen? Die statistischen Tabellen sprechen doch deutlich genug von der immer steigenden Zahl der Anhänger des Junggesellenstandes. Unser prosaisches Jahrhundert sieht allmählich ein, was es mit der „Frauenverehrung“ in den meisten Fällen auf sich hatte: der Mann braucht ein Weib nicht als Gefährtin, sondern wie die altorientalischen Staaten eine Sklavenkaste brauchten. Heute zeigt es sich. Die „Gefährtin“ wird entbehrlich, wo die Maschinen die weiblichen Arbeiten ebenso gut uns stellen. Kann man da — die noch landläufige Anschauung über Sittlichkeit vorausgesetzt — ernstlich das Weib auf die Ehe als ihren eigentlichen Beruf hinweisen?

Von den übrigen Mängeln der modernen Ehe, von den allerliebsten Vorgeschichten, die der interessantesten aller unserer Tragikomödien vorangehen, ist jede Auseinandersetzung überflüssig. Dergleichen ist bereits zur Leitartikelweisheit geworden. Aber den Fall der modernen Ehe selbst als typisch angenommen, wird doch nur ein oberflächlicher Menschenschlag sich gegen die Emanzipation wehren. Die Frau soll die Kinder erziehen. Das ist gewiß eine große Aufgabe, eine Beschäftigung, die den ganzen Menschen in Anspruch nehmen

Digitized by Google

kann. Aber wo gab es bisher eine solche Kindererziehung durch die Frau? In den alten Barbarenstaaten wurden die Kinder der mütterlichen Obhut so früh wie möglich entzogen. Die Mutter war nur eine Amme, die das Kind solange aufzupäppeln hatte, bis dessen geistige Auffassungskraft so weit ausgebildet war, daß der Staat ihm sein Bild aufdrücken konnte. Ist das heute im Wesentlichen anders? Der Staat hat freilich das Recht der Erziehung nicht mehr ausschließlich in der Gewalt, aber je mehr seine Wirksamkeit zurücktritt, um so mehr macht sich die des Vaters geltend. Des Vaters ausschließlich, die Mutter tritt heute genau so zurück wie früher. Will man auch hier behaupten, die Frau sei die Gefährtin des Mannes?

Und hat die Mutter unter bestimmten Verhältnissen gleichwohl auf die Erziehung einen überwiegenden Einfluß gehabt — wieviel Vorurteile, wieviel Aberglaube und längst überwundene Ansichten werden dann der jugendlichen Seele von der nicht emanzipierten Mutter eingepflanzt! Wieviel von der Kraft seiner besten Jahre muß der endlich mündige Geist dann opfern, um all den Plunder wieder beiseite zu schaffen!

Nein, man mag sich wenden wohin man will, überall hört man dasselbe Gebot: unbedingte Befreiung vom alten Druck.

„Werden wir uns also ein Geschlecht von Blaustrümpfen großziehen!"

Das ist der letzte Einwurf des Philisters. Sieht er sich in allen seinen Gründen widerlegt, weiß er nirgends mehr aus und ein, so spielt er mit diesem

Digitized by Google

Schlagwort seinen Haupttrumpf aus. Der Blaustrumpf!

Auf solche Einwendungen auch nur ein Wort zu entgegnen, wäre verlorene Mühe. Ähnliche „Widerlegungen“ tauchten ja auch auf, als der Arbeiter den ersten Versuch machte, sich wissenschaftliche Kenntnisse anzueignen. Mit wenig Witz, viel Behagen und ungeheurem Selbstbewußtsein sprach man damals das geistreiche Schlagwort vom „gebildeten Hausknecht“ aus. Das sind Worte, die gerne gehört werden und doch spurlos verhallen. Wer könnte heute noch die anachronistischen Gestalten ernst nehmen, die Kunst und Wissenschaft als das Privileg besonderer Stände verteidigen!

Daß der „Blaustrumpf“ gleich zu Anfang ein anziehender Typus gewesen sei, wird gewiß niemand behaupten wollen. Aber dieser Blaustrumpf hat seitdem eine Entwicklung durchgemacht, die durchaus nicht nach der Tiefe neigt. Kann man etwa dasselbe von der pikanten Salondame behaupten, in der sich der Frauentypus der Vergangenheit krampfhaft in die neue Zeit hinüberzuretten sucht?

Kein wirklich moderner Mensch wird im Unklaren sein, welche Stellung er der „Frauenfrage“ gegenüber zu nehmen hat.

Digitized by Google

Judaea.

Ein letztes, duftiges Rot im Westen. Wie eine feine Dampfwolke löst es sich auf in den klaren, stillen Abendhimmel. Langsam, langsam. Die Nacht zieht auf. Fern, am Horizont, verschwimmen die Linien; die Bäume und Hügel in der Nähe verlieren ihre festen Umrisse: die Welt will schlafen gehen, sie hüllt sich in das Dunkel der Nacht — sie wird unsichtbar.

Unsichtbar, die Welt? Unsere Welt, ja. Aber tauchen dort oben am Himmel nicht Millionen andrer Welten auf, sobald das Licht verschwunden ist? Das Licht — seltsame Übertreibung, die Sonne so zu nennen. Warum? Weil sie unser kleines Leben bescheint, weil sie uns so behaglich wärmt, und die Früchte unsrer Gärten und Felder so gewissenhaft großzieht, darum ist die Sonne Das Licht? Darum kommt Alles mit ihr und geht Alles mit ihr? Die Sonne ist nun gegegangen, — und ist nicht jetzt erst Alles gekommen? Ein Blick in diesen Sternenhimmel, und es wird uns klar, daß die Nacht, die Weltennacht für uns heraufzieht, wenn es im Osten zu dämmern beginnt; verschwindet die Sonne jedoch, wird es dunkel um uns

Digitized by Google

her, können wir nichts mehr sehen, da erst sehen wir die Welt — die Welten.

Wie trunken verliert das Auge sich weit und immer weiter in die Unendlichkeiten dieses Himmels. Zwischen Welten und Welten drängt es sich durch. Tief schon liegen unter ihm die Gestirne, die dort am hellsten funkeln. Aber höher noch, immer höher schwingt es sich aufwärts.

Dann macht es Halt, bei einem kleinen Stern gerade über uns — es kann nicht weiter sehen. Ist es wirklich ein Stern? Auf Augenblicke scheint er völlig zu verschwinden. Aber dann kehrt er doch immer wieder, ein bläulich weißer Fleck, klein, winzig klein. Wie groß mag er in Wirklichkeit sein? Wie mag da oben Tag und Nacht aussehen? Welche Wesen mögen da oben atmen? Daß man doch hinauf könnte, nur einen Tag, eine Stunde! — —

Und wenn man es könnte, — wer bürgt uns dafür, daß unser Fuß Halt fände? Das Licht erzählt uns von einem festen Stern in dieser Höhe. Freilich. Aber dieses Licht kann auch ein Irrlicht sein. Längst vielleicht ist diese Welt zerstoben, und in tausend feurigen Meteoren rast sie jetzt unstät durch den Raum — während dieses Licht, dieser kleine, bläulich weiße Fleck sie noch als fest und dauernd schildert.

Wie das möglich ist?

42000 Meilen durchdringt das Licht in der Sekunde. Groß, unfaßbar groß scheint uns eine solche Strecke Doch gemessen am Maßstab des nächtlichen Himmels ist dieselbe Strecke klein — unfaßbar klein.

Digitized by Google

Wie eine Schnecke, so matt und langsam schleicht das Licht durch den Äther. Jahrhunderte vergehen, ehe es den nächsten Gestirnen das Bild des Sternes bringt, der es entstehen ließ. Und die Planeten, die weiter und weiter liegen, zu denen spricht es nach einem Jahrtausend, nach unzähligen Jahrtausenden erst. Was kann in dieser Zeit nicht alles vorgefallen sein da oben! Haben die Bewohner irgend eines fernen Planeten Türme gebaut, hohe Türme mit ungeheuren Rohren, die dem Blick jene unendlich weite Sternenwelt greifbar nahe rücken, dann wird jenes unstät flimmernde Licht wohl gesprächig, und es erzählt von einer wundersamen Natur, von seltsamen Leiden und seltsamen Freuden — aber Alles, was er erzählt, gehört der Vergangenheit.

Wehmütig schönes Bild, sich diese Planetenbewohner zu denken, wie sie zur Nachtzeit durch ihre Rohre schauen, und sie nun staunend auftauchen sehen, die fremde Welt, so zaubergewaltig in ihrer glitzernden Farbenpracht! Die Meere ebben und fluten an unbekannten Küsten, die Winde rauschen durch nie gesehene Bäume, und Wesen, herrlicher als ihre Erde je sie kannte, wandeln über die Lande. Ach, und während sie an all den Wundern sich berauschen, sind diese längst zerronnen, und sie haben nur Gespenster aus dem Grab beschworen. Ein Riesenfeuer hat die Länder vielleicht verbrannt, die Meere ausgesogen, lange, lange ist der Todesschrei jener göttlichen Menschen verhallt, und das Dunkel der Nacht ist zusammengeschlagen über dem Raum, der soviel Herrlichkeiten sah.

Digitized by Google

Ein düsteres Bild, ein düsterer Gedanke. Wieviel von den Sternen, die dort so hell lebendig funkeln, mag er uns nehmen! Und doch auch ein schöner, ein erhebender Gedanke. Die Unsterblichkeit, selbst strahlt daraus hervor. Kein Bild, das uns hier unten erschienen ist, erscheinen wird, keine sonnige Frühlingslandschaft, kein klarer Wintertag sind ganz vergangen. Das Licht, das sie gesehen, strahlt sie hinaus in die Unendlichkeit, und wenn sie selber längst vorüber sind, wenn auch wir nicht mehr leben, ja wenn unsere ganze „Welt“ in Qualm und Schlacken aufgegangen ist, schwingen doch diese Bilder sich in ihren Stahlenkleidern fort und fort, durch die Unendlichkeiten des Äthers, durch die Ewigkeiten der Zeit. — —

Könnten wir hinauf zu den Sternen, könnten wir von einem zum andern schweben, näher bald, bald ferner unserer Erde!

Es ist ein anderes Verlangen, das uns diesmal den Wunsch aufdrängt. Nicht die Sterne selbst wollen wir sehen. Es ist uns gleichgiltig, was auf ihnen lebt und webt. Aber von ihnen herabsehen möchten wir, auf unsre Erde sehen, uns selbst beobachten in unsrer Jugend, den großen Feldherrn vergangener Tage folgen auf ihren Zügen, mit leibhaftigen Augen sehen, was aus den alten Sagen so märchenhaft herüberklingt, und von Stern zu Stern stets höher, immer weiter zurück in unsre Vergangenheit, in Zeiten — welche Zeiten? . . .

Schnell ist das Licht, aber schneller noch ist der

Digitized by Google

Gedanke, die Phantasie. Fünfhundert Sekunden währt es, bis das Licht uns Kunde bringt von der Sonne. Einen Augenblick nur und die Phantasie trägt uns über Strecken hin, auf denen der Weg von der Sonne zur Erde ist wie ein Punkt auf meilenweiter Bahn. Und mehr noch: wo wir auch landen im Weltraum, überall steht das große Fernrohr bereit, das uns zur Nachtzeit die Erde der Vergangenheit so hell und freundlich zeigt, wie die Dunkelkammer ein sonniges Bild.

Nun denn, hinauf! . . .

Die Erde sinkt — sie wird kleiner, kleiner — jetzt scheint sie nicht mehr größer, als vonunten die Sonne schien — jetzt ist sie nur noch ein Stern unter Sternen.

Wie toll die Sterne hier doch durcheinander schießen! Wie Schwalben so schnell, wie Schwalben so ruhig. Aber weiter! Halten wir uns nicht bei diesem Schauspiel auf, das ist gefährlich. Auf der Erde dehnt sich ein Tag zu tausend Jahren; hier oben, zwischen den fliegenden Sternen, drängen tausend Jahre sich in einen Tag. Schneller als dem Jüngling im Kyffhäuser könnte uns hier das Haar grau werden. Vorwärts also! Weiter — höher — — — — nun machen wir Halt.

Das Fernrohr ist gerichtet. Es deutet auf einen bläulich weißen Punkt. Stellen wir das Glas. . . . Der Punkt wird größer, sein Licht wird heller . . . er scheint uns näher zu kommen, wie das Licht einer heransausenden Lokomotive . . . immer größer . . . jetzt steht es so groß und rot vor uns, wie der aufgehende Mond am Horizont . . . jetzt —

Digitized by Google

Wie? Das ist unsere Erde? Wie öde, wie leer die Länder daliegen! Kein Baum, kein lebendes Wesen. Aus dieser Nacht des Todes sollen wir hervorgegangen sein? Doch nun sehen wir, es ist nicht alles tot da oben. Hier und da taucht es auf aus den Wassern: ungeheure schwimmende Wesen. Nur auf Augenblicke schnellen sie empor, dann schlagen die Wellen wieder zusammen über ihnen. Das Licht scheint ihnen so entbehrlich wie das feste Land.

Wir müssen sehr hoch geflogen sein. Tiefer!

Ah, nun wird es lebendig auf dem Land! Freilich, nur an der Küste erst. Von den scheuen Wasserbewohnern haben einige sich ans Land gewagt. Unbeholfen, täppisch kriechen sie nun dort umher, jeden Augenblick bereit, wieder zurückzueilen ins Meer. Wie mag es sich losgelöst haben von der großen Familie im Wasser, dieses fortschrittliche Geschlecht, das da die ersten Schritte am Lande wagt? Vielleicht in der Art, wie unter den Kulturmenschen ein Stand sich absonderte? Ein Stand, dem die Lösung einer neuen Aufgabe zufällt? —

Fragen wir nicht, gehen wir tiefer!

Hier! Sie scheinen sich an den neuen Boden gewöhnt zu haben. Tief haben sie sich ins Land hineingewagt. Sie kriechen nicht mehr, sie laufen, so schnell und sicher, daß es fast scheint, sie haben das Schwimmen verlernt. Welche wunderbaren Gestalten! Wildphantastische Fabelwesen, die da kriechen, laufen, sich winden, wälzen und fliegen.

Tiefer!

Halt! Hier wagt ein Geschlecht, das am meisten

Digitized by Google

dem Lichtleben des Festlands sich angepaßt hat, einen neuen Fortschritt. Es sucht sich anders zu bewegen. Das Laufen auf allen Vieren, das den Kopf zur Erde senkt und den Körper nur mühsam aufrecht hält, dieses Laufen scheint ihm noch zu verwandt dem Schwimmen seiner Urväter, eine Körperstellung für das Wasser, nicht fürs Land. Und so versuchen sie langsam, ganz langsam, sich aufzurichten, den Körper zu strecken, und so vorwärts zu kommen. Wie ihre Urahnen, die ersten Küstenbewohner, bereit waren, im kleinsten Notfall das Meer wieder aufzusuchen, so fallen sie selbst täppisch jeden Augenblick wieder zurück in die Bewegung der Vierfüßler. Sind es Menschen?

Tiefer! Tiefer!

Da — das ist kein Zweifel mehr, das sind Menschen, Menschen wie wir. Nun sehen wir unsere Vergangenheit. — — In großen Scharen haben sie sich zusammengethan, diese einzeln so hilflosen Wesen. So streifen sie durchs Land. An den Flüssen, den Meeren, immer fort, der Beute nach. Armes Geschlecht, dem die Ruhe einer festen Heimat noch versagt ist! Ahnungslos ziehen sie hin durch eine wunderbar schöne Natur. Gigantische Wälder tauchen vor ihnen auf, heimliche Thäler und mächtige Höhen — und stumpf ziehen sie an allem vorbei, blind für die ganze Natur, alles Denken und Trachten nur auf ihre Beute gerichtet.

Weiter!

Da endlich. Ein schönes, fruchtbares Stück Erde. Die Natur giebt hier im Überfluß, jederzeit scheint Beute

Digitized by Google

zur Genüge gesichert. Da hat es eine Horde versucht, festen Fuß zu fassen. Jetzt erst, in diesem seßhaft gewordenen Geschlecht, scheint jene unendlich lange Entwicklungsreihe ihr erstes Ziel erreicht zu haben. Aus dem unsteten Meer wagte ein Geschlecht sich aufs Land; unzählige Arten schuf und verwarf es, bis eines sich dem festen Lande ganz angepaßt; weitere unzählige, bis eine auch die Haltung und Bewegung fand, die einzig für das Land sich eignete; und unter dieser Art hat jetzt ein Teil den letzten Schritt gewagt: er wurde seßhaft, wurde fest auf der Feste — er gehörte ganz dem Lande an. Mit ihm beginnt unsre Geschichte.

Verweilen wir länger bei diesem Aussichtspunkt. Richten wir das Fernrohr auf verschiedene Punkte der Erde. Ob man wohl überall gleichzeitig festen Fuß gewonnen hat?

Nein! Hier ziehen noch die Horden in ihren unregelmäßigen Massen. Es ist ein ungünstigeres Land. Sie konnten nicht wagen, sich an den Ort zu binden. Freilich, wären ihre Waffen, ihre Beutegeräte nicht so unvollkommen, sie könnten durch Kunst ersetzen, was die Natur versagte. Und da erinnern wir uns, daß jener Stamm, der wohl schon lange der Ruhe der Seßhaftigkeit genoß, bereits diese besseren Geräte kannte. So wären es also nur die günstigen Verkehrsbedingungen, die hier dem Menschen fehlten? Aber der Zufall muß doch irgend einmal den Zug einer Horde an das Gebiet eines seßhaften Stammes führen: kann dann der noch wilde Mensch nicht alles lernen, was ihm fehlt?

Digitized by Google

Wir richten das Rohr suchend auf diese und jene Stelle.

Hier — — wie? Ein Krieg? In unabsehbaren Massen drängt es sich nach. Eine ungewöhnlich große Horde. Vor ihnen das Gebiet eines Stammes, der — seine Einrichtungen zeigen es — schon lange seßhaft ist. Hier haben wir die Berührung des zurückgebliebenen Menschen mit dem vorgeschrittenen. Und das ist das Ergebnis? Dieser Vernichtungskrieg? Wie aber war da ein Fortschritt der Kultur möglich?

Sehen wir weiter.

Halt — was soll dieses neue Bild? Das Gebiet eines seßhaften Stammes liegt vor uns. Aber welche seltsame Einrichtungen! Ist es nicht, als ob zwei verschiedene Völker hier hausten? Das eine dieser Völker verrichtet die Arbeit, wie jeder andere Stamm. Das zweite aber schaut müßig zu. Es führt die Waffen, es scheint bereit, jedem Angriff zu begegnen, der das arbeitende Volk in seiner Thätigkeit zu stören droht — das ist seine ganze Aufgabe. Eine Art Teilung der Arbeit liegt vor. Eine sehr praktische Art, erinnern wir uns des Überfalls. Wie aber war es möglich, daß dies zweite Volk sich absonderte, daß es sich aller Pflichten entledigte bis auf die eine, doch immerhin erträgliche, um dafür alle Rechte einzutauschen?

Und nun sehen wir erst: dieses zweite Volk, das bewaffnete, ist ja ein ganz anderer Menschenschlag als das erste. Ein anders gebauter Körper, ein anders gefärbtes Haar. Das erste Volk hat — die umgebende Natur beweist es — seine Eigentümlichkeiten von dem

Digitized by Google

Grund und Boden, den es bearbeitet. Das zweite aber muß von außen zugewandert sein. Eine Horde also? Und das wäre dann das letzte Ergebnis der Berührung der zurückgebliebenen und vorgeschrittenen Menschen: eine arbeitende und eine waffenführende Klasse? Und diese beiden Klassen, sind sie nicht — kein Zweifel: hier ist der Staat in seiner ersten Form.

* * *

Verlieren wir uns nicht weiter in diese Sphärenmusik, deren phantastische Klänge ohne die erläuternden Worte eines Programms doch kaum verständlich wären. Genug, wenn aus der tollen Folge von Akkorden das eigentliche Thema einigermaßen vernehmbar hindurchklang. Dieses Thema aber ist nichts geringeres, als das alte, uralte Rätsel der Menschheit selbst. „Woher?" nennt es der Dichter, und der Gelehrte übersetzt es in seine Sprache: „Unter welchen Bedingungen entstand und bildete sich das erste Stadium menschlicher Kultur?"

Woher? Das ist das schwerste Rätsel, das uns die geheimnisvolle Sphinx aufdrängt. Noch ist es nicht gelöst, ja, noch wissen wir nicht, ob wir es jemals lösen werden. Und . . . ist es im Grund nicht auch gleichgiltig? Die Sphinx des Ödipus zermalmte nur den, der ihr nicht Rede stehen konnte; wer die richtige Antwort fand, war frei. Die Sphinx

Digitized by Google

des Lebens ist unbarmherziger: im einen wie im andern Falle kennt sie keine Gnade.

Trotzdem — wen machte das große Rätsel, zu dem unser ganzes Dasein nur wie eine einzige große Umschreibung sich ausnimmt, nicht neugierig? Und ist der Einzelne auch oft stumpf genug, den Ruf zu überhören: die Völker, ja die Generationen sind es nicht. Seit unser Geschlecht zu denken anfing, seit es eine Geschichte hat, seitdem hat es sich immer wieder die große Frage vorgelegt, hat es unermüdlich nach der richtigen Antwort gesucht. Propheten traten auf, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner; Mythen entstanden, begeisterte Gesänge, kühle Folgerungen, politische Rezepte — und Alles bloße Variationen des einen großen Themas. Von den orientalischen Naturreligionen und den Veden der Inder herunter bis zu den Schwärmereien französischer Revolutionäre und den Systemen moderner Metaphysiker — wahrhaftig, die Reihe ist bunt genug. Schon der oberflächlichste Anblick zeigt so starke Verschiedenheiten, daß es unmöglich scheint, auch nur zwei solcher „Weltanschauungen" unter denselben Gesichtspunkt zu bringen.

Dennoch konnte eine Theorie aufgestellt werden, so neu, so grundverschieden von allen bisherigen, daß im Vergleich mit ihr jene ganze Reihe etwas Gemeinsames bekam, und ein Gesichtspunkt sich fand, der die gegensätzlichsten aller früheren Anschauungen als die Früchte ein und derselben Wurzel zeigte. Diese neue Theorie ist die moderne Entwicklungslehre, ihr unterscheidendes Merkmal von allen früheren Weltanschau-

Digitized by Google

ungen die veränderte Auffassung von der Herkunft des Menschen.

Ein Dogma gab es, das nicht nur allen Mythen und Religionen gemeinsam war, sondern auf das auch die Gelehrten aller Jahrtausende sich unbedenklich vereidigen ließen. Das war die Lehre von der Göttlichkeit des Menschen. Göttlich war der Mensch, insofern man sich gewöhnt hatte, alles Göttliche vom Standpunkt der Ewigkeit zu betrachten und ihm ein beharrliches Sichgleichbleiben zuschrieb. So auch dachte man sich die Menschen. Wie verschieden man auch den „Urmenschen" schildern mochte, wie persönlich ihn die Phantasie ausmalte: nie konnte man es doch übers Herz bringen, ihm auch nur eine der Fähigkeiten des modernen Kulturmenschen zu nehmen. Er war unbekannt mit den Erfindungen unserer Zeit, aber die Gaben, sie zu benutzen, hatte er unbedingt. Es brauchte ihn nur ein Zufall damit bekannt zu machen, und er war uns gleich. Und dieser Mensch, der ewig Sichgleiche, der von Anfang an vollkommene, war der eigentliche Mittelpunkt der Erde. Tier und Mensch — es gab keinen größeren Gegensatz. Alle Tiere waren geschaffen im Hinblick auf den Menschen und wurden daher folgerichtig eingeteilt in nützliche und schädliche.

Das Wesen dieser ganzen Lehre wird uns heute, wo wir sie geistig überwunden haben, allmählich klar. Sie stellt sich dar als ein überkommenes Glied gleichsam, das uns zurückgeblieben war aus einer noch älteren und umfassenderen Lehre: derjenigen von der Erde als Mittelpunkt des Weltalls. Auch das war

Digitized by Google

eine Anschauung, die den verschiedenen Ansichten von der Gestalt und Herkunft der Erde etwas Gemeinsames gab. Auf jeden Fall war unser Planet der ruhende Punkt in der Erscheinungen Flucht, ob man sie sich nun so oder so zusammengezimmert dachte, ob der Horizont mit Brettern vernagelt war oder in ein uferloses Meer verlief. Als Galilei dieser Lehre den Todesstoß gab, entzog er mittelbar auch jenem Dogma von der Göttlichkeit des Menschen den Boden. Die alte Kirche ahnte es, als sie sich mit so scharfen Waffen gegen ihn wandte. Nur solange die große Welt sich um die Erde drehte, konnte der Mensch im Mittelpunkt der kleinen Welt leben. Schritt für Schritt sehen wir die Naturwissenschaften von da ab in der angegebenen Richtung vorschreiten. Ein Irrtum nach dem andern wird beseitigt, und als man schließlich weit genug war, um sich von der Geschichte der Himmelskörper ein klares Bild zu machen, und nun das Leben auf unserem Planeten selbst zu untersuchen begann; da war die Zeit endlich reif geworden, um auch einen Galilei des Mikrokosmus zu verstehen: Darwin wurde möglich.

Die wesentliche Eigentümlichkeit der neuen Lehre wurde bereits angedeutet. Wie Kopernikus und Galilei der Erde ihre selbstherrliche und beschauliche Rolle nahmen, um sie hineinzustoßen in den tollen Tanz einer unendlichen Menge von Welten, so entrissen die Verfechter der Entwicklungstheorie dem Menschen die usurpierte Göttlichkeit, und gaben ihm dafür einen kleinen, verschwindend kleinen Posten in einer Reihe, die Millionen verschiedener Arten vor ihm sah, und Abermillionen

Digitized by Google

andrer vielleicht noch nach ihm sehen wird. Zwischen Tier und Mensch einen grundsätzlichen Unterschied zu machen, das war nun eine Thorheit, die zu übertrumpfen war höchstens durch die noch größere, die Tiere als zum Zweck des Menschen entstanden zu betrachten.

Eine kühne Lehre, und eine scharfsinnige Lehre. Zwar das alte Rätsel, das geheimnisvolle „Woher?" hat auch sie nicht zu lösen vermocht. Aber weiter verfolgt hat sie den Ursprung der Frage doch. Von der der Scheide Mensch und Tier hat sie den Grenzstein verrückt auf die Scheide zwischen organischem und anorganischem Leben. Werden auch darüber hinaus noch Länder zu erobern sein? . . . Aber lassen wir die Sphärenmusik beiseite? — —

Der Weg der Entwicklung geht vom Allgemeinen zum Besonderen. Mit einer Betrachtung der Entstehung der Himmelskörper nahmen die Naturwissenschaften ihren Anfang. Erst als man hier den Weg von Kopernikus-Galilei zu Kant-Laplace zurückgelegt hatte, sah man sich um in dem kleineren Kreis der Entstehung der irdischen Arten. Und auch da mußten die lapidaren Untersuchungen eines Darwin-Wallace zu den Filigranarbeiten eines Häckel verfeinert sein, ehe man in den noch engeren Kreis eintreten konnte, in dem wir jetzt stehen: suchte man zuerst die verbindenden Glieder zwischen den einzelnen Weltkörpern und sodann die zwischen Tier und Mensch, so sucht man heute den Übergang vom Menschen der Natur zu dem der Kultur. Daß die beiden thatsächlich in jeder Hinsicht die größten Verschiedenheiten zeigen, wagt auch der gründlichste

Digitized by Google

Reaktionär heute nicht mehr zu bezweifeln. Selbst die Erkenntnis wird allmählich zum Gemeinplatz, daß nicht zufällige Erfindungen der Kultur den Weg geebnet haben, und daß man überhaupt nicht von Erfindungen, sondern von Errungenschaften sprechen sollte. Ungelöst ist nur noch die Frage, wie die Entwicklung, die man mit einem Schlagwort als organisch bezeichnet, im einzelnen vor sich gegangen sein mag.

Bachofen, ein deutscher Gelehrter, war es, dem es zuerst gelang, den dunkeln Pfaden nachzugehen, auf denen der entgötterte Naturmensch sich zu einer höhern Stufe emporarbeitete. Ohne direkte Beobachtung, ohne genauere Kenntnis der noch lebenden halbwilden Völker, die ihm als Modell dienen konnten, versenkte er sich in sein Problem. Nur die Vorstellung, daß in der Sage, in der Poesie die letzten Akkorde verhallender Kulturen ausklingen, leitete ihn, als er sich an eine Untersuchung der Mythen und Dichtungen der ersten Kulturvölker machte. Man ist im Zweifel, ob man mehr den Scharfsinn und die Kombinationsgabe, oder den Fleiß bewundern soll, womit er es endlich zu den Resultaten brachte, die er zusammenstellte in seinem Werk über das „Mutterrecht" (einer „Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer rechtlichen und religiösen Natur.").

So ergiebig sind diese Resultate, daß es nach Bachofen eigentlich nur einem noch gelungen ist, von diesen ersten Übergangszeiten etwas neues zu sagen. Das ist der Amerikaner Morgan. Ging Bachofen von einer Untersuchung des letzten Nachlasses gleichsam ver-

Digitized by Google

ſtorbener Völker aus, ſo verlegte Morgan ſich auf die Beobachtung der Völkerfoſſilien, die, im Zuſtand der Barbarei und halber Wildheit zurückgeblieben, uns ein getreues Bild der eignen Vergangenheit bieten. Von einem Stamm eines ſolchen Volkes, den Seneka-Irokeſen im Staat New-York, ließ er ſich adoptieren, und verbrachte einen großen Teil ſeines Lebens damit, die Sitten und Einrichtungen dieſer Indianer zu beobachten. Was er hier fand, legte er in wiſſenſchaftlicher Ausarbeitung nieder in ſeinem Buch von der „Urgeſellſchaft“ (ancient society), einem monumentalen Werk über die Entwicklung der Geſellſchaftsverfaſſung, des Familien- und Eigentumsbegriffs.

Was die beiden Forſcher auf ihren ſo verſchiedenen Wegen gefunden haben? — Fragen wir erſt, was ſie nicht gefunden haben. Eine Unbekannte nämlich giebt es, die ſie trotz allen Rechnens und Rechnens nicht aus ihrem Exempel entfernen konnten: das iſt der geheimnisvolle Begriff des Entwicklungsgeſetzes.

Das Entwicklungsgeſetz — wie mancher Geiſt iſt ſchon zuſammengebrochen, der ſich in die Abgründe dieſes Rätſels wagte. Wunderbarer Kontraſt, wie leicht die richtige Löſung ſcheint, und wie ſchwer, vielleicht unmöglich, ſie thatſächlich iſt. In uns ſelbſt iſt das Geſetz thätig, in jedem Atemzug ſind wir ihm dienſtbar, Es lebt in uns fort, wie wir es weiter bilden. Nahe, greifbar nahe ſcheint es zu liegen. Wir haſchen danach, denken es ſelbſtverſtändlich zu faſſen — und dabei geht es uns wie dem Wiegenkind, wenn es mit ſeinen kleinen Patſchhändchen nach dem Mond greift.

Digitized by Google

Es mag dahingestellt bleiben, ob die Worte da sind, um die Gedanken zu verbergen: so viel ist sicher, daß das Entwicklungsgesetz sich in seinen Erscheinungsformen eher verhüllt als offenbart. In uns selbst liegt die richtige Erklärung. Gewiß. Aber wer sind wir? Woher kommen wir? Vom Menschen hat man eine Brücke geschlagen zum Tier. Man hat damit dem Gesetz tiefer nachgegraben, aber ergründen konnte man es auf diese Weise nicht. Die tiefsten Bergwerke kommen schließlich dem Mittelpunkt der Erde nicht näher wie die Höhlen eines Maulwurfs. Selbst wenn man einen Verbindungsweg finden sollte vom organischen Leben zum unorganischen, selbst dann wäre zur Erklärung des Entwicklungsgesetzes noch nichts gesagt, und ein solcher Schacht führte uns dem eigentlichen Mittelpunkt nicht näher, wie die kleinen Maulwurfsarbeiten pedantischer Schulphilosophen. Man würde das Rätsel in andere Worte gebracht haben, von unserer kleinen Welt hätte man es hinübergespielt in — — aber da verlieren wir uns wieder in Sphärenmusik. Nehmen wir das Gesetz, als was es Morgan und Bachofen, und vor ihnen Darwin und Goethe bereits annahmen: als etwas schlechthin Unerklärliches, und seien wir zufrieden, wenn wir es nicht aus den Augen verlieren in der überreichen Fülle von Formen und Gestalten, in denen es sich wechselnd kleidete. — —

Ein Geschlecht von scheuen Wesen, der Tierheit näher als dem Menschen, das auf Bäumen oder in entlegenen Höhlen wohnt und von zufällig gefundenen, unzubereiteten Früchten sich nährt, so zeichnet die Natur-

Digitized by Google

wissenschaft das Bild unserer Urahnen. In diesem Geschlecht läßt das Entwicklungsgesetz nun einen Trieb aufleben, der den Grundzug ihres bisherigen Wesens, jene scheue Ängstlichkeit, austilgt, um an seine Stelle eine Eigenschaft zu setzen, die erst den eigentlichen Menschen schaffen sollte: die Gesellschaftlichkeit. Man verläßt die sicheren Schlupfwinkel hoher Bäume und versteckter Höhlen, und sucht einen neuen Schutz in der größeren Kraft eines gemeinsamen Angriffs und einer gemeinsamen Abwehr. Damit beginnt das Hordenleben. Hatte die Entwicklung bis dahin das Ziel, das genus Mensch auszubilden, so macht sie sich jetzt an die Aufgabe, diese Art zu vervollkommnen, aus seiner Mitte heraus ein Geschlecht großzuzüchten, das körperlich und geistig die bisher innegehaltene Linie fortsetzte.

Man bewundert den weiten Blick geschickter Taubenzüchter, die es verstehen, mit einer durch mehrere Generationen fortgesetzten planmäßigen Kreuzung ganz bestimmte Spielarten herauszubilden. Wie einfach und roh in den Mitteln aber sind alle diese Methoden im Vergleich zu der, die der Kulturarbeit das geeignete Menschenmaterial lieferte! Ihre Beschreibung enthält die Geschichte der Familie. Als die Menschen in den Horden zusammentraten, war von einer eigentlichen Familie noch keine Rede. In welchem der tierischen Paarungssysteme der Fortpflanzungstrieb sich vorher geltend machte, wissen wir nicht. Beim Eintritt in die Horde aber war es nicht das der Einzelehe, sondern eines regellosen, unbeschränkten Geschlechtsverkehrs.

Digitized by Google

Man beobachtet nun allmählich, daß eine stärkere Art, ein vollkommeneres Geschlecht nur möglich ist, wenn man diesem Verkehr gewisse Beschränkungen auferlegt. Schädlich ist vor allem der Verkehr verwandtschaftlich allzunah stehender Personen. Hier den Kreis enger und enger zu ziehen, mußte die erste Aufgabe sein.

Ganz langsam, mit einem oft Jahrhunderte langen und noch längeren Verweilen bei den einzelnen Übergangspunkten, geht man nun in dieser Richtung vor. Die erste Trennung ist eine Scheidung der Generationen. Eltern und Kinder werden vom gegenseitigen Verkehr ausgeschlossen. Als diese Schranke hergestellt und durch die Tradition ungezählter Geschlechter geheiligt ist, geht man zum zweiten, dem wichtigsten Schritt: der Trennung von Bruder und Schwester. Die wichtigste Bestimmung wurde es deshalb, weil sie die Ursache war zur Bildung der sogenannten Gentes. Um die neue, unendlich schwierigere Beschränkung durchzuführen, ist eine gesellschaftliche Gliederung nötig. Die alte Ordnung war zu unsicher für die Möglichkeit der nötigen Unterscheidung. Es werden nun Klassen gebildet, in der die Brüder und Schwestern, das heißt, die nächsten Verwandten, sich vereinen, und bei diesen Klassen wird als oberstes Gesetz das Verbot der Inzucht eingeführt. Noch tief hinein in die späten geschichtlichen Zeiten fast aller Kulturvölker lassen sich in den sozialen Einrichtungen die Spuren dieser ersten gesellschaftlichen Sonderung wahrnehmen.

Die weitere Entwicklung dieses Prinzips der Herausbildung einer höheren Art durch ein stets mehr

Digitized by Google

individualisiertes Zeugungssystem zu verfolgen, ist unnötig. Morgan hat sie in dem erwähnten Werk in erschöpfender Weise klargelegt. In einer lückenlosen Kette von Folgerungen zeigt er, wie dieses Prinzip die Menschen von der Wildheit zur Barbarei führte, und innerhalb dieser beiden Bildungsepochen selbst die mannigfachen Zwischenstufen verband.

Hier jedoch bricht er ab. Über den letzten Schritt, den von der Barbarei zur Zivilisation, giebt sein Buch uns keine Auskunft. Er scheint eingesehen zu haben, daß seine Beobachtungen zur Erklärung dieses Schritts doch nicht mehr ausreichten, und so zog er es vor, an der wichtigsten, entscheidendsten Stelle seine Ausführungen abzubrechen. —

Wie richtig Morgan gefühlt hat, das zeigt — von der Kehrseite gleichsam — die Untersuchung eines Schriftstellers, der da einsetzte, wo Morgan aufhörte: Friedrich Engels sucht in seinem Buch über den Ursprung der Familie „im Anschluß an Morgans Forschungen" die Genesis des Staats zu schildern. Den kritischen Wendepunkt sieht Engels im Übergang vom Mutter- zum Vaterrecht. Das Mutterrecht, die Herrschaft der Frau, war die natürliche Ordnung, solange die Familie noch nicht hinreichend individualisirt war, um außer der Herkunft von mütterlicher Seite auch die von väterlicher Seite erkennen zu lassen. Das ändert sich, als man zur Heranzüchtung einer vollkommneren Art mehr und mehr Beschränkungen im Geschlechtsverkehr verlangt. So bildet sich mit Notwendigkeit allmählich die Einzelehe heraus. In dieser aber müssen dem Mann natur-

Digitized by Google

gemäß mehr Rechte zugestanden werden, und so tritt das Vaterrecht allmählich an Stelle des alten Mutterechts.

Diese Entwicklungsreihe hatte schon Morgan in allen Einzelheiten dargestellt. Unbeantwortet ließ er nur die Frage, in welcher Richtung von diesem letzten Punkt aus der Weg zum Staat, zur Bildungsstufe der Zivilisation führe. Und welche Antwort giebt Engels? Nun, eine Antwort, wie sie zu erwarten ist von einem Manne, der ergraut ist im Kampf gegen den Kapitalismus. Mit der Einführung des Vaterrechts war die Entstehung des Privateigentums unumgänglich. Privateigentum — dieses eine Wort genügt, um bei Engels eine ganze Hölle niedriger Leidenschaften aus der Versenkung heraufzubeschwören und mit ihrer Hilfe die Kette zwanglos zu schließen: das Vaterrecht zeugte die Reichtumsanhäufung, die Reichtumsanhäufung zeugte die Macht, die Macht zeugte den Staat, von welchem geboren ist der Zwiespalt zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, der da heißet Recht und Ordnung.

Nein, diese Parteiweisheit mag in ihrer Einfachheit ausgezeichnet sein zum Zweck der Agitation: der ernsten Wissenschaft aber kann sie nicht genügen. Die Entwicklung des Tiermenschen zum Hordengenossen, die Ausbildung des Einzelnen durch die Horde, die weiteren Fortschritte bis zur Seßhaftigkeit der ersten Stämme, endlich die gesellschaftlichen Einrichtungen solcher Stämme in der Gentilordnung: das alles wird durch Morgans Untersuchung zur Genüge erklärt. Die Zwischenglieder jedoch, die aus dem Menschen der Natur-

Digitized by Google

wissenschaften den der Geschichte machen, diese Zwischenglieder sind anderer Natur.

Und wo ist der Übergang zu suchen?

Wir deuteten es bereits an: im Überfall des vorgeschrittenen Geschlechts durch das zurückgebliebene, in der Unterwerfung des seßhaften Stamms durch die Horde, die sich erst niederlassen will.

Der Staat beginnt mit einer Teilung des Volkes in wesentlich zwei Klassen, von denen die eine die Waffen führt, die andere alle Arbeit verrichtet. Wie wäre diese Teilung je möglich gewesen aus einer selbstständigen, unbeeinflußten Entwicklung der Gentilorganisation heraus? Engels redet von der gemeinsamen Habgier, der brutalen Genußsucht und dem schmutzigen Geiz der Besitzenden. Er hütet sich wohl, im Einzelnen danach den Ursprung des Staats zu schildern. Hätte er es gethan, so würde auch das blödeste Auge erkennen, daß seine Staatengründer eine fatale Ähnlichkeit mit andern Gründern haben, daß sie nichts anders sind als moderne, nur allzumoderne Fabrik- oder Börsenfürsten in der Maskerade irgend eines alten Kostüms. Und weil er das weiß, deshalb hilft er sich an den entscheidenden Stellen mit Personen, die so unmotiviert auftreten und verschwinden, wie die Theaterfiguren irgend eines täppischen Kulissendichters. Der mythische Theseus muß aus dem Grab und die Athener durch ein Gesetz in einen waffenführenden Adel einerseits und eine Klasse von Ackerbauern und Handwerkern andererseits trennen, nur um der „materialistischen Geschichtsauffassung" von Marx-Engels über diese gefährliche Stelle hinwegzuhelfen.

Digitized by Google

Und grade die von Engels herangezogenen Kulturvölker, die Griechen, Römer, Kelten und Deutschen hätten ihn über den eigentlichen Ursprung des Staats unterrichten können. Die griechischen Stämme namentlich. Hier sehen wir im hellsten Licht der Geschichte, was wir beim Orient meist nur in der ungünstigen Reflexbeleuchtung von Sagen und Mythen wahrnehmen: die Bildung des Staats, die Trennung, oder vielmehr Zusammenziehung einer waffenführenden und einer arbeitenden Klasse durch den kriegerischen Überfall einer Horde über ein seßhaftes Volk. So nimmt die Geschichte der zivilisierten Menschen ihren Anfang. Die Herrn des Adels, und die Sklaven der Plebs. Damit ist ein neues Gebilde geschaffen. In ihm erfährt das Rohmaterial, der von der Gentilgenossenschaft ausgebildete Mensch, seine feinere Verarbeitung. Herren und Sklaven — gewaltsam werden da zwei Extreme zusammengebracht, die einen Druck, eine Spannung aufeinander ausüben, unter der erst die Kultur zu arbeiten beginnen konnte.

Von welcher Bedeutung das gegensätzliche Ineinanderarbeiten dieser beiden ursprünglichsten Kasten ist, hat einer unserer größten Denker bereits erkannt und in einzelnen Beispielen in genialer Weise dargelegt: Friedrich Nietzsche in seinen letzten Werken. Über den Inhalt seiner Schriften braucht man wohl keine Worte zu verlieren. Man kennt den Philosophen des Zarathustra. Er sitzt ja jetzt im Irrenhaus, und mit Toten und Wahnsinnigen kann man sich näher beschäftigen, ohne sich etwas zu vergeben. Man kennt Nietzsche endlich und weiß, mit welchem Scharfsinn er

Digitized by Google

in seinem durchsichtigsten Werk, der „Genealogie der Moral", die Entstehung neuer Anschauungen und Eigenschaften, ja neuer Religionen und Völkertypen schildert, die alle erst möglich wurden unter dem Druck jenes Gegensatzes.

Ein Vorurteil nur konnte Nietzsche nicht überwinden: das nämlich, die Herren, die waffenführende Klasse, als die vollkommnere anzusehen, während sie doch grade den zurückgebliebenen, roheren Menschenschlag darstellt. Im Prinzip der „Dekadence" brachte er das Vorurteil in Formel. Es war ein Prinzip, das nicht durchzuführen war, weil es von einer falschen Voraussetzung ausging. Es ist bekannt, wie Nietzsche trotzdem das Unmögliche wagte, wie er sich mit der ganzen Zähigkeit seines Genies an die Aufgabe festklammerte, bis er dann schließlich so jäh abstürzte von den gefährlichen Höhen, in denen er sich verstiegen hatte. — —

Noch wissen wir nicht, ob es uns je gelingen wird, den eigentlichen Ursprung des Menschengeschlechts, etwa aus dem Innern Asiens heraus, zu beweisen. In der Kulturgeschichte sehen wir hier schon deutlicher. Der einheitliche Ursprung der verschiedenen Kulturen wird immer klarer, je umfänglicher und scheinbar widersprechender das gesammelte Material wird. Dieser Ursprung aber führt uns nicht in das Innere Asiens. Nicht Babylon, Assyrien und Chaldäa. Daß die ungeheure Ausdehnung der ältesten „Städte" dieser Völker nichts beweist für ihre Kultur, das sah schon Herder ein. „Denn was waren jene ersten Städte, die diese fabelhaften Weltmonarchen gründeten? Große, gesicherte

Digitized by Google

Horden, das feste Lager eines Stammes, der diese fruchtbaren Gegenden genoß und auf die Plünderung anderer auszog. Daher der ungeheure Umfang Babylons, so bald nach seiner Anlage, diesseits und jenseits des Stromes; daher seine ungeheueren Mauern und Türme." Nicht an die Ufer des Euphrat und Tigris, sondern an die des Nil.

Nil, Der Fluß, so nannte den Strom jenes Volk, das der Menschheit ein Buch geben sollte, an dem unzählige Kulturen ihren ersten Rückhalt fanden, ein Buch, das sie auch kurzweg Das Buch nannten. In der That, Der Fluß, der Fluß der Flüsse, das ist der rechte Name für diesen ganz einzigartigen Strom. Auf unserem ganzen Planeten fließt kein zweiter, der mit solchen unermeßlichen Schätzen das Gebiet überhäuft, durch das er seinen Weg nimmt. Wie begehrenswert mußte das Ufergebiet dieses Stroms den Völkerfluten erscheinen, die in nicht versiechenden Zügen von Asien her in diese Länder drängten! Was der Mensch der Barbarei, der endlich seßhaft wurde, brauchte, fand er hier im Überfluß. Bis zu den letzten Folgerungen mußte hier die Entwickelung der Gentilgenossenschaft fortgeführt werden können.

Aber auch für den entscheidenden Übergang von der Barbarei zur Zivilisation war gerade der Nil mit seinen Ufern günstig. In diesem Land, das umringt war von gänzlich unergiebigen Gebieten, fand jede nachdrängende Völkerwelle eine Sackgasse, aus der es ein Herauskommen nicht gab. Hier war es, ob es wollte oder nicht, gezwungen, den Entscheidungskampf mit den

Digitized by Google

Zuerſtgekommenen, jenen furchtbaren Kampf, der den Beſiegten alle Pflichten, den Siegern alle Rechte gab.

So wurde denn das Nilgebiet das Land der erſten Kultur. Hier ſehen wir im Zauberglanz des erſten Morgenrots Ägypten auftauchen, jenes Rätſelland der Sphinxen und Pyramiden und Totenſtädte. Hier wagt man es zuerſt, in Kanälen und Dämmen der Willkür der Natur zu trotzen, hier fühlt man zuerſt jene Götterkraft, die Felſen verſetzt, als wäre es ein Spiel, und deren Überſchuß an Kraft in den heiteren Formen einer üppigen Kunſt ſich auslebt.

Hier auch ſehen wir zuerſt in aller Klarheit das Sklavenvolk auftreten, das die Geſchichte mit einer Unermüdlichkeit und Unerbittlichkeit verfolgt hat, wie kein andres, dem gegenüber alle andern Völker als Herrn ſich geberdeten, das nichts als Hohn nnd Spott, Verachtung und Haß erfuhr — und das gerade unter der Kraft dieſes entſetzlichen Drucks der Menſchheit Dienſte leiſten ſollte, die zu erfüllen dem ſterblichen Geſchlecht auf immer verſagt ſchien:

Das iſt Judaea. . . . .

Digitized by Google

Das „Lumpenproletariat."

„Viele Ahnen, viel Adel" — ich muß lachen, wenn ich sehe, mit welchem Übereifer grade die „besten" Elemente der guten Gesellschaft für diesen Satz eintreten. Ahnt man denn gar nicht, welche Schicht unsrer Gesellschaft eigentlich bei dieser Stellung des Horoskops im besten Licht erscheint? Daß keiner unserer Stände mehr Ahnen zählt, keiner also mehr Adel besitzt als — das Proletariat? Man überblicke doch die Geschichte dieses Standes. Man wird staunen, in welch lückenloser Folge seine Ahnenreihe über Neuzeit, Mittelalter und Altertum weg uns hineinführt in jene mystischen Zeiten, in denen der Geselligkeitstrieb den Grund legte zur ersten Form des Staates.

Sicher, auch andere Stände giebt es, die ihre Vorfahren zurückleiten können anf ein solches Alter. Der Priesterstand zum Beispiel, oder der Soldatenstand. Aber die Zeiten haben so viel an ihrem Wesen herumgemodelt, haben ihre Rechte und Pflichten so stark durcheinander geschoben, daß kaum noch irgend ein Zusammenhang besteht zwischen dem Gestern und dem Heute. Das Proletariat dagegen ist sich ewig gleich ge-

Digitized by Google

blieben. Spurlos sind die Jahrtausende darüber hingeflutet, und die zahllosen Völker, die da kamen und gingen, haben nichts geändert an dem einzigen Recht und der einzigen Pflicht des Proletariats: dem Recht, zu hungern, und der Pflicht, zu arbeiten. . . .

Das Proletariat, das ist der Rest, der nicht aufgehen will im großen Rechenexempel der Gesellschaft. So oft man die richtige Lösung versuchte, so fein die großen Rechenmeister von Confucius bis Tolstoi, von Ramses bis Napoleon zu Werke gingen — mit jenem Rest ist doch noch keiner fertig geworden. Und dieser Bruchteil, der sich so fest anklammert an die ganzen Zahlen, dieser unscheinbare Bruchteil hat noch jedesmal die große Rechnung über den Haufen geworfen.

Die verschiedensten Wege hat man eingeschlagen, den Rest, der nicht zu entfernen war, mindestens zu unterdrücken. Da mußte zunächst die Gottheit ihre Verdauungskraft beweisen und einen Teil des Proletariats unterbringen. Und wahrhaftig, die Feuerleiber altorientalischer Herrgötter, der Vielfraß in Kreta und andere ihresgleichen zeigten bei ihrer Aufgabe schon einiges Geschick.

Weiteren Obdachlosen mußten die irdischen Majestäten ein Asyl verschaffen. Mit Kleinigkeiten haben die obersten Stellvertreter des Himmels sich nie abgegeben. Halfen die Götter den Proletariern zu Hunderten aus ihrer Not, so brachten die Despoten ihrer Tausende unter: statt des Opfers wählten sie — den Krieg.

In einer weiteren Instanz, den Kasten der vor-

Digitized by Google

nehmen Besitzer, ging man noch weiter: man schuf den Stand der Sklaven und erklärte ihn für menschlich so unbedingt notwendig wie den Krieg und die Gottheit. War das Proletariat in der Sklaverei auch nicht so gut untergebracht, wie im Kampf oder auf dem Altar, so bot man ihm doch in verschwenderischem Maß Gelegenheit, sich an sein großes Recht und seine große Pflicht zu gewöhnen.

Doch auch das genügte noch nicht. Altar, Krieg und Sklaverei, das waren wohl drei aufnahmefähige Absatzgebiete: zur Bergung des ganzen Proletariats jedoch hätten sie allein niemals gereicht. Lange, lange bereits wäre der große Kladderadatsch in die gute Gesellschaft hereingeplatzt, hätte sich zur Versorgung der Überflüssigen nicht noch ein viertes Gebiet erschlossen. Ein Gebiet von so ungeheurer Ausdehnung, daß keine noch so späte Zukunft es schien erschöpfen zu können: das der Kolonisation. Hier fanden die Arbeitslosen, deren Zahl mit dem „Fortgang der Kultur" so genauen Schritt hielt, noch jedesmal Gelegenheit zur Arbeit. So lange es noch Länder zur Kolonisation gab, mochte das alte Staatenprinzip ruhig aller Drohungen spotten. Hier hatte es in der That ein Ventil, dem die überschüssige Kraft entströmen mußte, noch ehe sie im Innern schaden konnte.

Einige Jahrtausende ging das so fort. Wurde es im Innern der Kulturländer zu eng, dann tauchten jene wanderlustigen Menschenschwärme auf, nahmen mit sich, was daheim keinen rechten Platz mehr hatte und machten sich auf den Weg ins unbekannte Land. Hatte man

Digitized by Google

es dann auch in der Fremde so herrlich weit gebracht, daß es dort ebensoviele Arbeitslose gab wie einst daheim, nun, so fing man wieder von vorne an. Eine neue Kolonie wuchs aus der alten hervor und wagte sich noch weiter hinaus.

Eines schönen Jahrhunderts aber machte man die Entdeckung, daß es bald nichts mehr zu kolonisieren gab. Die „Grenzen des Anbaus" schienen erreicht. Der letzte Kolonist mußte bald der Nachbar des ersten werden. Was dann?

Es fing schon an, recht unbehaglich zu werden, als man im letzten Augenblick noch einmal ein großes Kolonisationsgebiet entdeckte: Amerika. Man atmete auf. Das Ventil arbeitete wieder. Für alle Störenfriede, verlorene Söhne und sonstige böse Buben war ein Obdach gefunden. „Er muß nach Amerika", hieß es. Und wieder konnte man, nach alter guter Sitte, zu einem Herrgott beten, und konnte sich sonnen im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung — und ruhig seinen alten Schlaf weiterschnarchen, behütet von einer göttlichen Vorsehung und einer hochwohllöblichen Obrigkeit.

Aber bei dieser Entdeckung Amerikas hatte man doch auch eine recht unangenehme Wahrheit gefunden. Die nämlich, daß unsere Erde rund ist. Amerika war das wirklich allerletzte Gebiet der Kolonisation. Konnte man das **profanum vulgus** nicht mehr dahin schieben, wo der Pfeffer wächst, dann mußte man entweder einen Luftballon erfinden, der die Verbindung herstellte mit irgend einem anderen Planeten, oder — oder man ging

Digitized by Google

einer Zeit entgegen, die in jener unheimlichen Vorgeschichte der Entdeckung Amerikas, der Renaissance, bereits ein so bedenkliches Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Vierhundert Jahre sind vorüber. Neuindien hat sein Proletariat so gut wie Alteuropa — und ein Luftschiff zum Mars hat man noch immer nicht erfunden. Was nun??

Eine schwere Frage, die dem Proletariat sich mit gleicher Heftigkeit aufdrängt, wie der guten Gesellschaft. Am besten mit ihr abgefunden hat sich bisher das Proletariat. Die neue Lage hat es neue Mittel wählen lassen. Von einer Wanderung ins Ausland will es nichts mehr wissen. Wozu auch? Die Aussichten, die sich da bieten, sind zu gering, und hungern und verzweifeln kann man zu Hause schließlich auch. Zudem, die einzigen Aussichten, die ihm bleiben, wenn seine Arbeit es nicht mehr nährt, Glücksspiel und Verbrechen, die findet es viel besser noch als in der menschenleeren Fremde in den Brutstätten der modernen Kultur: den Großstädten. Die Flucht in unbekannte Länder gewinnt mehr und mehr bloß atavistische Bedeutung, die Anziehungskraft der Weltstadt aber nimmt unaufhaltsam zu. Dort, in den schmutzigen Straßen der Vorstädte, die dem Verbrechen so sichere Winkel bieten, dort sammeln sie sich an, die neuen Legionen der Entbehrung, da münden sie zusammen, alle die unglücklichen Elemente, die der große Strom so mühelos fortschwemmen konnte, weil sie ohne Wurzel auf der Oberfläche trieben.

Digitized by Google

Fataler Anblick für den „guten“ Menschen, dieser stetige Zuzug der Großstadt! Es hat etwas von einer Belagerung an sich, dieses Anwachsen der Vorstädte. Wie ein Festungsgürtel lagern sie sich um die Hochburg des Besitzes, das Centrum der Stadt. Und je mehr sie anwachsen und die Altstadt einschnüren, um so lauter brummt dem Mann der Gesellschaft die große Frage im Ohr, die er am liebsten noch immer überhörte, und doch nicht mehr überhören kann, die große Frage: „Was nun?“

Ja, was nun? Wie wird die Gesellschaft sich der neuen Lage gegenüber verhalten? Wie denkt sie überhaupt über das Proletariat?

Hm — wie die Gesellschaft denkt über das Proletariat, das ist so eine eigne Sache. Als ich vor Jahren zum erstenmal mit den sozialen Rätseln mich ernster abgab und in den Büchern unserer Schriftgelehrten las, wie man bisher den Traum der Menschheit deutete, fiel mir eine Beobachtung ganz besonders auf: die Einmütigkeit, mit der die Weisen aller Schulen den fünften Stand verdammten. „Lumpenproletariat,“ Gesindel, Mob, gemeines Pack — das waren für sie Ausdrücke gleichen Sinnes.

Die Beobachtung machte mich stutzig. Der **consensus sapientium** schien mir von jeher etwas Bedenkliches. Zudem war die Ansicht bereits geheiligt von der Presse, diesem Papagei der öffentlichen Meinung; und was die öffentliche Meinung anlangt — genug, ich hatte Ursache, mißtrauisch zu sein.

Kennt ihr denn überhaupt das Proletariat? fragte

Digitized by Google

ich weiter. Wie sieht es denn aus? Aus welchen Elementen setzt es sich zusammen?

Und wieder wälzte ich die dicken Bücher. Vergebens. Viel böse Worte, der Rest Schweigen. Ich fragte an bei Männern der Praxis, Leuten, die sich großer Menschenkenntnis rühmten. Aber, wie heißt es doch? — ein Narr wartet auf Antwort. Kopfschüttelnd mußte ich mir endlich gestehen, daß der consensus sapientium eine Sache betraf, die man überhaupt noch gar nicht kannte.

Was ist das Proletariat? Die Frage fesselte mich nun doppelt. Auf alle Fälle wollte ich eine Antwort haben. Aber wo sie finden?

Es gab nur einen Weg: er führte mich mitten hinein ins „Lumpenproletariat".

* * *

So unbekannt dem Großstädter das Proletariat ist, so bekannt sind ihm die Proletarier. Auf allen Straßen und zu allen Tageszeiten, drängen sich ihre zerlumpten Gestalten ihm auf. Aber nur vereinzelt sieht er sie da auftauchen. Vereint zu größeren Massen sind sie ihm eine fast unbekannte Erscheinung. Diese Parias der Gesellschaft, deren ganze Kraft in ihrer Gemeinsamkeit beruht, zeigen noch heute einen fast unbegreiflichen Hang zur Einsamkeit. Gewaltsam müssen ihre Massen zusammengepeitscht werden, und die Entbehrung muß ihre schärfsten Geißeln dazu schwingen: den Hunger und die Kälte.

Digitized by Google

Merkwürdig, wie einig die Gesellschaft mit dem Proletariat in der Angst vor diesen grimmigsten Zuchtmeistern der Menschheit ist. Es ist, als ob sie deutlich sähe, wie gefährlich das Proletariat werden könnte, wenn es einmal die Schläge des Hungers und der Kälte mit ungeschwächter Kraft empfände. Immer eifriger ist man bemüht, die Wucht dieser Hiebe zu brechen. Da baut man Wärmehallen und Asyle zum Schutz gegen die Kälte des Winters und der Nacht. In Volksküchen und Kaffeehäusern kann der Enterbte für wenige Pfennige seinen Hunger stillen. Verein um Verein thut sich auf und verspricht den Armen seinen Schutz, — aus Mitleid, wie sie sagen.

Ihren Zweck erreichen diese Anstalten vollkommen. Fort und fort entziehen sie dem großen Strom Kräfte und hindern ihn so, sich mit jener Gewalt zu stauen, der das altersschwache Gebäude schwerlich widerstehen könnte. Die Klasse des Proletariats wird — vorläufig mindestens noch — durch diese „Wohlthaten" thatsächlich in einer Weise gesprengt, die jedes gemeinsame Vorgehen unmöglich macht. So bleibt denn dem Einzelnen, wenn er der Mildthätigkeit der Gesellschaft einmal müde wird, nichts übrig, als die Reihen der „Hilfsarbeiter" zu vergrößern.

In den stetig wechselnden Reihen dieser Hilfsarbeiter, die keiner Partei, keiner Organisation angehören, mündet das eigentliche Proletariat zusammen. Der ganze Haß, die ganze Verachtung unserer Gesellschaft entladet sich auf den Häuptern dieser Unglücklichen. Der Gebildete sieht in ihnen nichts als verkappte Verbrecher.

Digitized by Google

Der Arbeitgeber betrachtet sie geringschätzig als das billigste und leichtest zu ersetzende Material. Ja, selbst der eigentliche Arbeiter verachtet die „Ungelernten“ als eine minderwertige Menschensorte.

Das Proletariat wollte ich kennen lernen. Der Verkehr mit diesen Hilfsarbeitern schien mir der beste Weg zu meinem Ziel. Mißlang der Versuch, so blieben mir noch immer die „Wohlthätigkeitseinrichtungen“ als weitere Studienquellen.

Unter den Stellen, an denen die Hilfsarbeiter zu finden sind, schienen mir für meine Zwecke am günstigsten die vor den Manufakturgeschäften. Zweimal in der Woche halten die größeren Manufakturgeschäfte Berlins (sie liegen ziemlich dicht beieinander im Centrum der Stadt: Gertraudtenstraße, Hausvoigteiplatz, Jerusalemerstraße) einen „Lieferungstag“ ab. Beim Abladen der Waren sind ungewöhnlich viel Hände nötig. Das der Grund, weswegen sich Mittwochs und Sonnabends in der Mittagsstunde vor diesen Geschäften bisweilen eine solche Menge „zerlumpten Gesindels“ beisammenfindet.

Unter dieses Gesindel dachte ich mich zunächst zu begeben. Sie hatten eine verhältnismäßig leichte Arbeit Auch meine ungeschulten Arme konnten im Notfall damit fertig werden. Besser jedenfalls als mit den Lasten die den Hilfsarbeitern an anderen Stellen — Bahnhöfen, Markthallen u. s. w. — aufgeladen werden. — —

Es war wie eine Reise in Feindesland. Und wie ein Spion mußte ich mich verstecken in die Tracht des fremden Volkes. So gut es ging, suchte ich sie aus

Digitized by Google

meiner eigenen Garderobe zusammen. Zunächst aus der alten Wäsche das älteste Hemd und die älteste Unterhose. Dann aus dem Allerheiligsten des Kleiderschranks ein Paar fadenscheinige Hosen, groß karriert, sehr oft geflickt. Für die Stiefel hatte ich bereits gesorgt: das Wind- und Wetterpaar hatte ich tags vorher in die regendurchweichten Straßen der Vorstadt eingestapft, so daß es jetzt schon eine ganz passende Ergänzung meines übrigen Exterieurs bilden konnte. Ferner ein Rock: die Knopflöcher ausgeweitet, die Ränder zerfranst, in den Farben verschossen wie Herbstlaub. Endlich schlug ich noch um den Hals einen alten Wollshawl und trat dann vor den Spiegel.

Ich mußte selber lachen. Das Ensemble war wirklich gar nicht übel. Wenn mir jetzt ein Bekannter aus der Gesellschaft begegnete!

Aber nun vorwärts! Den alten Musikantenhut auf, den schäbigen Sommerüberzieher — so.

Vor meiner Hausthür eine Gruppe spielender Kinder. Ich gehe mitten zwischen ihnen hin. Gleichgiltig scheinbar. Aber die Nerven zittern vor Erregung.

Ein Lachen an meiner Seite. Wie, sollte — nein, der Kleine spielt mit einem Hund.

Vorüber an zwei Arbeitern . . . Kein Seitenblick.

Ein vornehmer Herr. Geheimrat oder so was. Ich falle ihm auf. Ein prüfender Blick, dann über seine Züge hin, ganz flüchtig, ein Ausdruck, halb Mitleid, halb Verachtung.

Nun bin ich sicher, und mit der Sorglosigkeit eines Vagabunden geh ich meiner Wege.

Digitized by Google

Die Auslage eines Buchladens hält mich unterwegs auf. Ich vertiefe mich in die Lektüre der Titel. Da plötzlich schreckt mich eine Unteroffiziersstimme gröbsten Kalibers auf.

„Vorwärts — vorwärts!"

Aufs höchste verblüfft wende ich mich um. Ein Schutzmann. Schon will ich ihn anfahren. Doch noch rechtzeitig fällt mir ein, daß ich in diesem Aufzug ja kein Mensch bin.

„Na, wird's bald?!" — Ich trolle weiter.

Kurz nach elf bin ich am Hausvoigteiplatz. Die Arbeit ist im vollen Gang. Einzelne Frauen und Männer, mit großen Packeten beladen, verschwinden hinter den Glasthüren der Riesengeschäfte. Wagen fahren vor, vollbepackt mit Tuchen und Wollgarnen, Droschken, in die die Mäntelnäherinnen ihre Arbeit hoch aufgestapelt haben. Und da stehen auch, in kleine Gruppen verteilt, die Hilfsarbeiter. Sobald ein Wagen hält, springt einer von ihnen herzu und bietet sich an zum Abladen.

Langsam mache ich mich an eine der Gruppen heran. Man nimmt anfangs keine Notiz von mir. Dann weist mich einer lachend auf einen jungen Schutzmann, der offenbar neu eingekleidet ist und die Welt noch wie eine große Kaserne zu betrachten scheint. Er geht die Gruppen der Hilfsarbeiter ab, wie ein Unteroffizier die Front seiner Rekruten. Ich mache mich lustig über ihn; aber ein Versuch, ein längeres Gespräch anzuknüpfen, mißlingt. Man kritisiert die Vorübergehenden, unterhält sich kurz über kleine Zwischen-

Digitized by Google

fälle des Tages, bleibt im übrigen jedoch sehr verschlossen.

Die einzige praktische Beobachtung, die ich mache, ist die einer gewissen Kollegialität zwischen diesen Hilfsarbeitern. Man drängt sich nicht vor und jeder Abgelohnte räumt ohne Widerrede dem noch Arbeitslosen den Platz. Auch ich finde mein Stück Arbeit beim Auspacken einer größeren Ladung Wollgarne. Beim Schluß reicht mir ein kleiner Kommis mit herablassendem „Da!" den Lohn meiner Arbeit: ein Zehnpfennigstück.

Ja, das war ja ein ganz hübscher Verdienst für den Anfang, zehn Pfennige. Aber meine Hoffnungen, von den Hilfsarbeitern aus den Weg ins Prolerariat zu finden, waren darum doch gescheitert. Da blieb mir schon nichts anderes übrig, als in den „Wohlthätigkeitseinrichtungen" mein Glück von neuem zu versuchen.

Ich dachte das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und wandte mich zunächst in eine Volksküche.

Langer, kegelbahnförmiger Raum. Gleich am Eingang die Kasse. Man verlangt 16 Pfennige. Dafür habe ich das Recht, am entgegengesetzten Ende des Lokals „ein halbes Mittagessen" zu fordern. Das wird mir denn auch verabfolgt in Gestalt einer massiven Erbsensuppe mit Speck. Beides in Emaillenapf. Als einziges Verkehrsmittel zwischen diesem Napf und meinen Kauwerkzeugen reicht man mir einen Löffel. Messer und Gabel fallen weg als überflüssiges Luxusgerät.

Auf einer der langen Wandbänke nehme ich Platz.

Digitized by Google

„Mahlzeit“ — murmle ich gleichgiltig zwischen den Zähnen.

„Mahlzeit“ — echot es ebenso zurück. Niemand blickt auf.

Ich vertiefe mich in mein (übrigens recht genießbares) halbes Mittagessen und horche, ob sich nicht ein Gespräch anknüpfen läßt. Aber alles bleibt stumm. Man läßt sich, ganz wie ich es that, mit einem halb mürrischen „Mahlzeit“ nieder, verzehrt seine Portion, ohne ein Wort zu äußern, und entfernt sich entweder, oder ruht aus in einem kurzen Mittagsschlaf, den Kopf in die Hand gestützt.

Also auch hier nichts zu erfahren. Ich muß mich begnügen mit einem Studium der Räumlichkeiten. An der Wand mir gegenüber mehrere Plakate; darauf mit Kaisergeburtstagslettern sinnreiche Verse, wie:

ARBEIT, MÄSSIGKEIT UND RUH
SCHLIESST DEM ARZT DIE THÜRE ZU.

Oder:

MIT GOTT BEGONNEN
IST SCHON GEWONNEN.

Hm — ja ja . . . . Also weiter. Am Ausweg giebt mir ein letzter Wandspruch noch den Segen mit auf den Weg:

RECHT HALTE HEILIG BIS ZUM TOD,
SO BLEIBT EIN FREUND DIR IN DER NOT.

Du lieber Himmel, nun fängt es gar noch an zu regnen. Und dabei ein Wind, als ob einem der Sprühregen erst noch ganz besonders eindringlich gemacht werden sollte. Dem Kalender nach müßte es bitterkalt

Digitized by Google

sein, denn für den Februaranfang paßt solches Herbstwetter nicht. Und wahrhaftig, trotz meines Anzugs, der durchlöchert ist wie ein Schweizerkäse, wäre mir die schneidenste Kälte lieber als dieses teuflische Chassez-croissez von Sturm und Sprühregen.

Aber nun habe ich's mir einmal in den Kopf gesetzt, nicht abzulassen, bis ich einen bestimmten Anhaltspunkt habe, und entschlossen arbeite ich mich dem Ostwind entgegen.

Seltsam, wie mir allmählich zumute wird bei meiner Wanderung. Ist es, daß ich heute zum ersten mal dem Proletariat genauer ins Auge sehe? Sind es die gleichgiltigen oder verächtlichen Blicke der Bessergekleideten? Oder ist meine Phantasie dem Verstand wieder einmal voraus? Genug, ehe ich das Proletariat genauer kenne, fange ich bereits an, wie das Proletariat zu fühlen. Die „Macht des Milieu", wie der Psychologe es nennen würde.

Bei einer Filiale des „Lokal-Anzeiger" überraschte mich diese Selbstentdeckung zuerst. Es war 4 Uhr und die Listen offener Arbeitsstellen wurden eben verteilt. Auf beiden Seiten der Straße stauten sich die Arbeitslosen und buchstabierten ihre Listen herunter. Zwischendurch, wie überall, wo das Proletariat sich zeigt, Schutzleute. Als ich sie beobachtete, wie sie gelangweilt auf und nieder gingen und bisweilen wie zum Zeitvertreib ihr wohlbekanntes „vorwärts — nicht stehen bleiben!" hervorknurrten, da legte ich mir zum erstenmal die Frage vor: Was sollen sie hier eigentlich? Fürchtet man etwa von diesen ausgehungerten Gestalten,

Digitized by Google

die hier nichts suchen als Arbeit, einen Putsch? Oder wollen sie den „anständigen" Menschen die Straße freihalten? — Ich sah mir diese anständigen Menschen näher an — und ein Gefühl von Scham überkam mich. Ich wußte nur zu gut, welche Gedanken hinter ihren ärgerlichen Mienen lauerten. Sie waren verdrießlich daß sie einige Schritte langsamer gehen mußten, daß der Anblick des **profanum vulgus** sich ihnen aufdrängte, daß die Schutzleute den Weg so schlecht freihielten. Genau wie sie hätte ich selbst noch gestern empfunden . . .

Und immer sympathischer wurden mir die Gestalten in Lumpen, immer widerwärtiger die Gutgekleideten und deren „Schutz"leute. Als einer von ihnen mich schärfer ansah und mir gar einige Schritte folgte, fühlte ich das Blut vor Erregung aufsteigen. Und als kurz darauf ein schwammiger Bankier bei meinem Anblick seine Krummnase um fünfzig Grad erhob, war ich nahe daran ihn anzupöbeln.

Aber diese subjektive Beobachtung war auch so ziemlich die einzige Ausbeute des Tages. Die Wärmehalle oder das Asyl aufzusuchen, die letzten mir bis dahin bekannten Gebiete der Beobachtung, dazu war es bereits zu spät. So mußte ich schon für heute Feierabend machen und mich auf den nächsten Tag vertrösten.

Auf den Nachhauseweg kam ich noch einmal an einer größeren Gruppe von Proletariern vorüber. Sie umlagerten die Thür eines geschlossenen Metzgerladens. In kurzem sollte der Laden geöffnet werden. Für einiges Kupfergeld werden dann die elendesten

Digitized by Google

Fleischreste losgeschlagen. Beileibe nicht als menschliche Nahrung — das würde die Polizei nie und nimmer zugeben. Aber wurde es als „Hundefutter" verkauft, dann konnte die besorgte Obrigkeit wohl nichts dagegen haben.

Am folgenden Tage machte ich mich erst gegen vier Uhr auf den Weg. In der richtigen Voraussetzung, daß ich die nächste Zeit nicht an meinen Schreibtisch kommen würde, hatte ich verschiedene Arbeiten erledigt. Ziemlich müde und sehr hungrig ging ich von Hause weg. Trotzdem wollte ich nichts zu mir nehmen. Schlug mein letzter Versuch, ein Besuch der großen Wärmehallen am Alexanderplatz, fehl, so war ich entschlossen, das Asyl aufzusuchen. Dort, hatte ich gehört, werde irgend eine Suppe zweifelhaften Charakters verschenkt. Da schien es mir geraten, meinen Magen, dem für die Beobachtung solcher Obdachssuppen noch die rechte Schulung fehlte, recht aufnahmefähig zu halten.

Alexanderplatz. In den Stadtbahnbögen rechts mußte der Beschreibung nach die Wärmehalle liegen. Zuerst das Prachtrestaurant zum Prälaten, fast ein Dutzend Bogen lang. Dann eine Maschinenhalle. Ein Mädchenheim. Eine Filiale des „christlichen Vereins junger Männer". Das Zentralbureau für Arbeitsnachweis. Endlich die Wärmehalle. Eine Kulturgeschichte in extenso, die Reihenfolge dieser Bogen. Und über sie hinweg, hin- und herrasend, unbekümmert um die Tausenden, die da unten ein- und ausgehen, die Züge der Eisenbahn — das wahre Bild der Gegenwart.

Digitized by Google

Es gilt, daß man sich's ganz gesteh',
Wie unbekümmert um Glück und Weh
In ewig eigenen Bahnen kreist
Schaffend und formend der Menschengeist. (Dehmel.)

Durch die Ehrenwache zweier „Blauen" hindurch halte ich meinen Einzug. Zunächst einen Überblick. Bogen um Bogen dasselbe Bild. Lange Bänke, ohne Tische, auf denen die Proletarier dichtgedrängt beieinander sitzen, wie Schuljungen bei der Prüfung. Die Fensteröffnungen oben an der flachen Bogenrundung. Der einzige Ausblick, den sie freilassen, ist das gegenüberliegende Polizeigebäude. Die Polizei als einzige Aussicht des Proletariats — dieser kleine Zug schien mir tief, tief symbolisch.

Endlich habe ich auf einer der letzten Bänke einen Platz gefunden, von dem aus ich ungestört das Publikum beobachten kann. Ein großer Teil ist in irgend eine Lektüre vertieft, die älteren meist in Zeitungen, während bei den jüngeren eine entschiedene Vorliebe herrscht für jene „25-Pfennig-Bücher", deren Räuber- und Indianergeschichten unsere Sextaner so angenehm gruseln machen. Der Grund des Interesses in beiden Fällen derselbe: die Freude am Sensationellen. So hörte ich einen jungen Arbeiter einem andern seine Geschichte zum Tausch anbieten mit den Worten: „Det's fein, da is' 'ne Masse Dodschlag drin."

Zu meine Freude merke ich, daß man sich hier freier gehen läßt. Da das Schlafen in diesen Räumen verboten ist, läßt sich jeder, der nicht gerade liest, in eine Plauderei ein. Unglücklicherweise bin ich jedoch zwischen

Digitized by Google

mehrere Polen geraten, die nur sehr schlecht deutsch sprechen und von den genaueren Verhältnissen des Proletariats keine Ahnung haben. Den Platz wechseln, würde auffallen. Verschwinden und wiederkommen wäre zeitraubend. Zudem hätte ich auch dann die rechte Nachbarschaft nicht sicher. Kurz, ich entschließe mich zum Weg ins Asyl.

Prenzlauerstraße. Eine der vielen Straßen des Zentrums, deren geringe Breite zur Höhe der Häuser nicht recht passen will. Auf den ersten Blick sieht man, daß diese Straßenflucht angelegt war für jene sauberen, licht- und luftreichen Häuser altpreußischen Geschmacks. Seit jedoch die Hauptstadt Preußens die Hauptstadt Deutschlands wurde, lernte man sparsamer mit dem Raum umgehen. Die vielen Straßenzüge, die sich um das Zentrum herumlagerten, preßten die alten Häuser immer dichter zusammen und trieben sie immer mehr in die Höhe. Und nun stecken die großen Häuser in der kleinen Straße drin, wie ein aufgeschossener Bengel in seinen kurzen Hosen.

Und doch haben die meisten dieser Straßen noch etwas vom alten Leben an sich: wie in den seligen Tagen der Polizeistunde schlafen sie auch heute noch früh ein. Während am Alexanderplatz das Leben noch fieberhaft pocht, wird es hier schon still und einsam. Nur hin und wieder das seelenlose Gesicht einer Dirne. Aber selbst diese Dirnen haben nichts gemeinsam mit der Demimonde Neu-Berlins. In weißer Schürze und Umschlagetuch schlendern sie meist baarhaupt durch die Straße. Nichts von dem koketten Mäntelchen mit dem

Digitized by Google

Pelzbesatz, dem flotten Kopfputz und dem leichten Gang. So wenig, wie das Innere ihrer Kammern rote Ampeln und weiße Himmelbetten kennt. Plump getünchte Wände und ein rohes Bettgestell, in dem die brutalste Liebe, die Liebe **sans phrase** — **Venus bestia** sich wälzt.

Das Ende der Prenzlauerstraße ist auch das des alten Berlins. Nur zwei Bauwerke hat die Vergangenheit noch an diese Stelle gesetzt. Rechts das Mauerviereck eines Kirchhofs, links das Exerzierhaus des „Kaiseralexandergardegrenadierregiments". Zwischen beiden ein ansehnlicher freier Raum. Dem alten Berlin war es ein Platz, dem neuen der Anfang einer Straße: in der vollen Breite des ehemaligen Platzes zieht sich heute die „Prenzlauer Allee" hinaus. Zu beiden Seiten wahre Turmmauern von Häusern. Aber die breite Straßenflucht in der Mitte scheint für Luft und Licht hinreichend zu sorgen, und mit stolzer Selbstzufriedenheit rühmt der moderne Bürger seine Obrigkeit und deren wohlweise Bauordnung. Und trotzdem ist diese Bauordnung wie soviele unserer gepriesensten Sozialreformen nur Maske, nichts als Maske. Man gehe nur durch die Thorfahrt der Häuser eines neuen Stadtteils (im Norden namentlich). Haus nach Haus ragt da hintereinander auf, so dicht, daß sie einander den Atem zu nehmen scheinen und die Höfe dazwischen sich ausnehmen wie ungeheure Kamine. Wen je das Geschick in eine solche Hofwohnung verschlug, der begreift sehr wohl, was auch den Bewohnern der neuen Stadtteile so schwer auf der Brust liegt, was ihre Schultern niederzwängt und ihre Gesichter bleicht. Ja

Digitized by Google

wären die Hofräume ebenso breit wie die Straße selbst, dann freilich könnte man von einer gesunden, wenn auch vielleicht nicht ganz praktischen Bauart reden. So dagegen ist die Riesenstraße der Neustadt eine Riesenheuchelei.

Die Stadt verläuft allmählich im Sande der Mark. Die Straße wird zur Landstraße, in der die Pflasterung aufhört und die städtischen Gossen abgelöst werden von den Grasgräben des Landes. Mehr und mehr rücken die Häuser auseinander und verbreiten sich die Aussichten auf das Flachland. Da taucht endlich die große rote Front des Asyls auf.

In der Fröbelstraße biege ich ein. An einem großen Gebäudekomplex, dem Altmännerhaus, vorüber zum „roten Schloß", wie der Proletarier das städtische Obdach getauft hat.

Eine Uhr habe ich nicht mitgenommen. Aber nach meiner Schätzung kann es nicht viel über fünf sein. Um sechs erst, hat man mir mitgeteilt, wird das Asyl geöffnet.

Langsam gehe ich in der Nähe auf und nieder. Ein Proletarier an mir vorbei. Er betrachtet mich einen Augenblick. Dann:

„Wenn de noch lang hier rumstehn willst, kannste ooch jleich bei Muttern Irün jehn".

„Nanu, ich denke doch erst um sechs?"

„I, schon seit vier. Komm man mit". —

Durch das Frontgebäude über den Hof in einen kleinen Vorraum. Hier, in diesem karbolduftenden Flur sammelt man sich an. Welche Gestalten! Weißhaarige Alte, deren Arbeitskraft längst auf den letzten Tropfen aus-

Digitized by Google

gesogen ist, und die man nun als wertloses Gerümpel auf die Straße geworfen hat. Dann wieder Männer der besten Jahre von kräftigem Bau, die arbeiten könnten, arbeiten wollten, — wenn man sie nur arbeiten ließe. Auch halbwüchsige Burschen, Knaben nach ihrem Alter, Roués nach ihren Erfahrungen.

Endlich ist die vorschriftsmäßige Zahl beisammen, und die Thür wird aufgerissen.

„Vorwärts!“ kommandiert eine Stimme von innen.

Man drängt und stößt sich hinein. Aber dem schneidigen Herrn da drin scheint es noch immer nicht schnell genug.

„Vorwärts!!“ brüllt er noch einmal mit ganzer Lungenkraft.

Jetzt komme auch ich an ihm vorbei. Natürlich ein „Blauer“.

Über einige Gänge weg trägt der Strom mich in einen Saal. Ein schmuckloser Raum mit spärlichem Oberlicht, drückend schwül in seiner stickigen Karbolatmosphäre. Man setzt sich auf die Bänke, die da in der Mitte aufgestellt sind wie in einem Bethaus, oder drängt sich an die Thür im Vordergrund.

Nach einiger Zeit ein wachsender Lärm an der Thür, durch die wir eintraten. Noch einen zweiten Schub Obdachloser hat man eingelassen.

Wachsende Unruhe. Der Zudrang nach der Vorderthür wird stärker.

Da, ein Schlüsselrasseln. Es wird geöffnet, und mit ängstlicher Hast schiebt man sich vorwärts. Als Wegweiser stehen wieder einige Blauröcke da.

Digitized by Google

Langer Schmalraum. An den Längswänden zwei Reihen zusammengeschlagener Pritschen. Darauf stürzt man sich los. Ich selbst nehme in der Mitte des Saals eins der Instrumente in Beschlag. Beim Aufschlagen bemerke ich ein Stück einfachen Sackzeugs. Ob es die Bestimmung hat, die Rolle einer Matratze oder eines Deckbetts zu markieren, darüber bin ich mir noch nicht ganz klar. Für beide Fälle jedoch dürfte es seinen Beruf verfehlt haben.

Endlich ist der Raum gefüllt. Auf zwei Pritschen drei Mann. Macht auf die 60 Pritschen, die hier stehen, an die 180 Personen. Hm, die Luft kann gut werden.

Die Fenster, wie in einem Gefängnis hoch oben an der Wand, geben nicht mehr genug Licht. Man zündet die beiden Gaslichter an der Eingangs- und Ausgangsthür an und schließt die Baracke vorn ab.

„Baden!" ruft eine Stimme an der oberen Thür. Und der halbe Schlafsaal eilt hinaus. Ich selbst verzichte auf den Genuß und betrachte mir von der Pritsche aus meine „Pennbrüder".

Da wäre ich nun mitten drin in einer Gesellschaft von „Lumpenproletariern" und müßte mich meinem offiziellen Empfinden nach höchst unbehaglich fühlen. Und doch kommt mir das alles so durchaus natürlich vor, als wenn ich seit Jahren schon in dieser Umgebung gelebt hätte. Die Geschichte mit den Brennesseln: es sticht, wenn man dran rührt, es ist harmlos, wenn man fest zugreift.

Die „Badegäste" kommen zurück. Unter ihnen

meine beiden Nachbarn; ein ſtellungsloſer Arbeiter und ein lahmgewordener Kellner. Endlich zwei Leute, wie ich ſie ſuchte. Man hat kein Mißtrauen mir gegenüber. Nur einmal, als ich eine „Biene“ (Bienen nennen ſie hier ohne Unterſchied der Arten die ſtechenden und ſaugenden Inſekten) im Nacken fühle und danach lange, fällt dem Kellner meine ſchwielenloſe Hand auf. Doch der Verdacht iſt bald beſeitigt.

„Was biſt Du denn eigentlich?“

„Schreiber.“

„Schreiber? Ja warum haſte denn das nicht geſagt vorne? Dann wärſte doch in'n Schreiberſaal gekommen.“

Und nun malt man mir in den glühenſten Farben die Herrlichkeiten des Schreiberſaals aus. Es ſcheint das Paradies der Obdachloſen zu ſein. Die üppigſten Luxusgegenſtände ſoll man dort geſehen haben. Man munkelt ſogar von Strohſäcken.

Das Schloß am Eingang wird gedreht. Ich frage, ob es bereits das Abendeſſen ſei. „Dauert noch 'ne Stunde“, antwortet man; „das is' blos wieder ſo'n *.“ Der * (das Charakteriſtikum ſelbſt hierherzuſetzen verbietet mir der Paragraph der Beamtenbeleidigung; denn ein Beamter muß der * wohl geweſen ſein, er wäre ſonſt ſchwerlich zu dem Schlüſſel gekommen) ſchreitet die Baracke langſam ab und bietet für zehn Pfennige „zwei Butterſtullen“ feil. Zwei jüngere Leute in meiner Nähe bringen das genügende Kupfergeld zuſammen und erſtehen den Leckerbiſſen.

In aller Beſcheidenheit eine Frage nebenbei. Wie

Digitized by Google

ist ein solcher Vorgang, ein Wucher gemeinster Art, möglich? Nach dem Abendessen, um das gleich vorweg zu nehmen, bot man sogar Cigaretten an. Das Angebot wurde allerdings abgelehnt mit den drastischen Worten „rooch du'm Hund am Schwanze", aber wie verträgt sich der bloße Versuch mit dem Paragraphen der Hausordnung, der das Rauchen verbietet?

Trotz des Hungers wurde mir die Zeit bis zum Essen nicht lang. Allein die zahllosen Genrescenen, die hier bunt wie auf einem niederländischen Bild durcheinanderwirbeln, konnten einem die Zeit verkürzen. Am interessantesten waren mir die politischen Gespräche, mit denen man hier „unter sich" nicht zurückhielt. Ich selbst verwickelte mich in eine Debatte, die ein Leser des „Vorwärts" mit einem solchen des „Sozialist" eingeleitet hatte. —

„Aufstellen!!" Die Thür ist aufgegangen. Man erhebt sich und stellt sich dem Kommando gemäß vor die Pritschen. Zwei Beamte gehen die Reihen ab und verteilen ineinandergestülpte Speisenäpfe. Aus einem Speiserest meiner Schüssel sehe ich, daß es Tags vorher Mehlsuppe gegeben hat. Sollte auch heute — du lieber Himmel, wenn sie nur genießbar ist!

Und wieder geht man die Reihen herunter. Diesmal mit wahren Säulen trockener Brotschnitte. Trocken — das heißt nicht geschmiert. Im Übrigen fühlt es sich schon einigermaßen feucht an. Der Magen der Arbeitslosen soll zum mindesten nicht ohne Arbeit bleiben.

Nun ordnen die Obdachlosen sich zu einer langen Prozession. Am Eingang hat ein Unterbeamter in Sol-

Digitized by Google

datenmütze ſich mit einem langen Schöpfgefäß vor einen ungeheuren Speiſekeſſel geſtellt. Dorthin geht die Wallfahrt. Es iſt die Suppe.

Die Spitze ſchwenkt wieder um. Sie balanzieren ihre gefüllten Näpfe. Wahrhaftig — Mehlkleiſter! Und welche Nummer! Braun wie eine Kartoffelſchale. Aber ich kann nicht umkehren, das würde auffallen.

So ſuche ich wenigſtens das Übel nach Kräften zu verringern. Als ich am Keſſel ſtehe, halte ich den Napf abſichtlich ſchief, ſo daß die Hälfte wieder zurückklatſcht in den Keſſel. Umſonſt. Die Soldatenmütze bekommt ein menſchliches Rühren und ſchreit mich an;

„Ochſe! Kannſte nich grade halten?! Ausſchütten!!“

Es hilft nichts. Ich muß wieder ausſchütten und mir mein volles Teil zumeſſen laſſen.

Aber gut war es, daß ich den Tag über gehungert hatte.

Das Brod iſt verzehrt und die Suppe ausgeſchlürft. Man legt ſich nieder, barfuß meiſt. Ein hartes Lager, ſolch eine Pritſche. Aber ſchließlich, es läßt ſich ertragen. Wenn man nur nicht die unglückliche Idee gehabt hätte, die Wärmeröhre direkt unter den Kopfenden der Pritſchen hinzuleiten.

Es wird ſtiller und ſtiller. Schließlich nur noch hie und da ein lautes Geräuſch. Das hohle Huſten eines Schwindſüchtigen oder das Stöhnen eines Träumers. Aber nur flüchtig auftauchend, dann wie verſinkend in dem Schnarchen, das regelmäßig, wie das Wellenſpiel eines Meeres, auf- und niederwogt. Ein ſchwerer Dunſt, der Armeleutegeruch, jene faſt greifbar dicke Atmoſphäre,

Digitized by Google

die gleichzeitig den Körpern und Kleiderfetzen der Elenden entströmt, steigt auf zur Decke. Und immer dichter ballt er sich zusammen, bis er sich schließlich langsam, langsam zu senken scheint und ich ihn nun wie eine körperliche Last beinahe auf mir sich niederlassen fühle. Aber es ist nicht Ekel, was ich dabei empfinde. Nur eine gewisse beängstigende Schwere. Doch sie geht aus von einer Last, die ich vereint mit den Unglücklichen mir zur Seite trage, die mich mit ihnen verbindet. Und dann ist mir, als ob diese neblige Schicht nicht nur in diesem engen Raum lagere. Weit, weit darüber hinweg dehnt sie sich aus. Über all die Tausende unglücklicher Arbeiter des Gedankens, das leidende, verachtete Proletariat des Geistes lagert die gleiche, dunstige Schicht, und sie alle haben das gleiche Interesse, diese Nebel zu durchdringen, die sich zwischen sie und ihre Sonne zwängen.

Bis um Mitternacht kommen noch hin und wieder kleine Gruppen von Nachzüglern. Sie durchgehen die Baracke, überzeugen sich, daß alle Plätze besetzt sind, und ziehen dann weiter, zum nächsten Schlafsaal. Dann fällt auch diese Störung fort, und eingewiegt vom gleichmäßigen Geräusch der Schnarchenden dämmere ich sacht hinüber. . . .

„Aufstehen! Decken zusammen!“ — Der Morgengruß der Beamten.

Es kommt wieder Leben in den Saal. Die Vorsichtigen ziehen behutsam ihre Kleider aus, um sie von den „Bienen“ zu säubern. Man belagert die vier Wasserhähne der Baracke, um „Toilette“ zu machen, und rüstet sich zum Empfange des Frühstücks.

Digitized by Google

Dieſelben Bilder wie am Abend vorher. Erſt das Brot, dann die fatale Wallfahrt zum Suppenkeſſel. Diesmal ſollte ich mehr Glück haben. Als ich wieder ſo ziemlich den ganzen Inhalt der Suppe zur Seite ſchütten laſſe, verliert der Beamte die Geduld und giebt mir den guten Rat, mich zum Teufel zu ſcheren.

Aber meine Freude kommt zu früh. Mein linker Nachbar wird mitleidig, als ich mich ſo untröſtlich ſcheinbar am Pritſchenrand niederlaſſe:

„Da, kannſt meine haben!“

Nur mit Aufbietung aller ſeiner Autorität vermochte mein Großhirn den Magen zur Aufnahme dieſer neuen Portion zu beſtimmen. —

„Pritſche hoch! Decken vor!“ Es iſt die letzte Scene dieſes Nachtlagers. Ein baumlanger Blaurock geht den Saal durch, überzeugt ſich, daß man ihm gehorcht hat, und ſchupſt einen klapperigen Alten, der nicht ſchnell genug fertig werden konnte.

Nicht lange nach fünf Uhr morgens waren wir draußen. Die Schlafſäle werden einzeln geleert und ihre Inſaſſen vor dem Gebäude polizeilich zerſtreut. Anſammlungen ſind ja bekanntlich gegen den Geiſt der Ordnung. Sie verleiten leicht zu revolutionären Ausſchreitungen — ſelbſt wenn es eine Handvoll Menſchen iſt, die am finſteren Frühmorgen eine Viertelmeile vor der Stadt zuſammenſteht.

Um ſechs langten wir, zu dritt, am Alexanderplatz an. Es war noch dunkel, aber die Stadt war ſchon wieder munter. Das Wetter hatte ſich bedeutend abgekühlt und wir zitterten vor Kälte in unſeren Lumpen.

Digitized by Google

Die Wärmehalle wurde jedoch erst nach sieben geöffnet. An die Mauer lehnen oder uns auf irgend einen Treppenabsatz niederlassen, das durften wir nicht wagen; das Auge des Gesetzes ist in dieser Gegend von ganz besonderer Wachsamkeit. So blieb uns nichts übrig, als über eine Stunde lang von einer Ecke zur andern zu pilgern und uns in allerlei Betrachtungen zu ergehen, weshalb man im Asyl wohl solche Eile hatte, uns zu entfernen, während man sich hier doch durchaus nicht beeilte, uns aufzunehmen. Zu einem Resultat sind wir dabei nicht gekommen. — — —

An diesem Tage begannen meine eigentlichen Studien. Meinen Zweck hatte ich endlich erreicht. Von einem „Pennbruder" erfuhr ich die Orte, an die ich mich zu wenden habe. Welches diese Orte sind, welche weiteren Erfahrungen ich auf meinen Wanderungen sammelte, davon ein andermal, wenn ich die Umrisse des vorliegenden Gemäldes im Einzelnen ausführe.

* * *

Als ich mich in das Leben des Proletariats mehr und mehr versenkte, machte ich die eigentümliche Erfahrung des Afrikareisenden, der zum erstenmal die Schwarzen im schwarzen Erdteil selbst beobachtet: es fällt ihm auf, wie individuell verschieden doch diese Neger sind, die ihm in Europa alle so täuschend ähnlich vorkamen.

„Kleider machen Leute." Das ist eine alte Weisheit, an die alle Welt glaubt — und die trotzdem wahr ist. Sie beschränkt sich nicht auf den Backfisch, der beim Anblick jeder Officieruniform in Begeisterung gerät:

Digitized by Google

jeder Gebildete, der einen Mann in Lumpen sieht, hält diesen Mann für einen Lump. Ob der eine Lump intelligent, der andere stumpf, der eine harmlos, der andere tückisch aussieht, das ist ihm einerlei. Für ihn sehen sie sich alle so ähnlich, wie ein Neger dem andern.

Ich gebe zu, es ist nicht so leicht die Persönlichkeiten im Proletariat zu sondern. Auch das Elend ist ein Stand, der seinen Typus schafft. Im Gang und Haltung, Blick und Miene bekommen diese Unglücklichen etwas Gleichartiges, und wie der Palimpsest über den ursprünglichen Text, legt sich die Maske des Elends über die eigentliche Persönlichkeit. Aber unleserlich ist die alte Handschrift darum noch nicht, und wer sich die rechte Mühe nimmt, kann ihre halbverwischten Züge schon entziffern.

Zwei große Schichten lassen sich zwanglos im Ganzen des Proletariats sondern: die „Deklassierten aller Art" und die „Zugewanderten". Hier die Masse derer, die sich aus der Tiefe der Gesellschaft in die Höhe arbeiten wollten, dort der Herabgestoßenen, die sich nicht oben zu halten vermochten.

Noch eine dritte Klasse, scharf individuell ausgeprägt, ist man im Anfang geneigt aus diesem Bild herauszuheben. Das sind die gelernten und organisierten Arbeiter, die der Mangel an Arbeit hierher verschlug. Doch ihr Verhältnis zum Proletariat keine Tiefe. Es sind die Hospitanten des Proletariats. Die Fälle werden immer seltener, daß diese Elemente gänzlich untergehen. Die Organisationen, deren Berechtigung ja sogar die Arbeitgeber allmählich anzuerkennen sich be-

Digitized by Google

quemen, sind bereits stark genug geworden, ihren Mitgliedern den Rückweg frei zu halten. Freilich, wer diese Schicht der Gesellschaft aus der Vogelschau des Bürgertums betrachtet, dem dünken auch die organisierten Arbeiter so revolutionär, wie die verlumptesten Gestalten des „Mob". Genau so erscheinen dem Arbeiter aus seiner Froschperspektive Bürgertum und höchster Adel gleich reaktionär. Hier dagegen, auf dem tiefsten Standpunkt der Gesellschaft, in der Flunderperspektive des eigentlichen Proletariats, bekommen der organisierte Arbeiter und der Bourgeois fast etwas gemeinsames. Der „Organisierte" mit seinem Klassenstolz und wachsenden Bildungsbewußtsein nimmt sich da recht harmlos aus, beinahe wie ein Anwärter der Bourgeoisie. Und schließlich, ist er das nicht von jeher gewesen? War es etwa eine Laune, daß der Hohepriester der Sozialdemokratie, Karl Marx, so verächtlich vom „Lumpenproletariat" sprach? „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" war seine große Devise; er dachte bei ihr an alle möglichen Elemente — nur an keine Proletarier. Das liebe Bürgertum mag ruhig sein: wenn es nicht im letzten Augenblick ganz außergewöhnliche Fehler begeht, hat es von dieser Seite gewiß nichts zu befürchten.

Bei weitem bedenklicher ist die große Masse der Zugewanderten, der eigentliche Stamm des Proletariats. Hier haben wir die Kolonisten der früheren Jahrhunderte, übersetzt ins Moderne. Sorgen ums tägliche Brot, sagt man, haben ihre Scharen vom Land in die Stadt gezogen. Das stimmt für einen großen Teil von ihnen, vielleicht für die Mehrheit. Aber neben

Digitized by Google

dieſer Triebkraft iſt noch eine andere von nicht geringer Wirkſamkeit thätig: die Unzufriedenheit. Der ſatte Bürger, der ihnen vorwirft, nur der verlockende Glanz der Großſtadt habe ihnen die heimatliche Lage zu unerträglich ſcheinen laſſen, hat ſo Unrecht nicht. Sie wollten es „beſſer haben“, in der That. Aber ſeit wann iſt denn dieſe Unzufriedenheit mit dem Überkommenen etwas ſo Fürchterliches? Bedenkt man wohl, daß die Unzufriedenheit es war, die das erſte Gemeinweſen ſchuf? Daß die Unzufriedenheit Pyramiden baute, Despoten ſtürzte und Götter abſetzte? Das alte Lied — ſpricht der Erfolg ſie heilig, dann ſtehen morgen als Märtyrer auf, die man heute als Verbrecher hinrichtete.

Dieſe Schicht des Proletariats umfaßt die eigentlichen Armen der Proletarier. Klare Anſchauungen, beſtimmte Ziele ſucht man hier vergebens. Im Geſpräch kann man dieſe Leute durch die handgreiflichſten Trugſchlüſſe für Ideen erwärmen, die ſie noch kurz vorher mit Leidenſchaft verdammten. Es war mir das ein Beweis, wie durchaus überflüſſig es vorläufig noch iſt, in irgend einer Weiſe bei ihnen zu agitieren. Ob die Agitation nun von Anarchiſten ausgeht oder von chriſtlichen jungen Männern, ob man ſie auf ein ſozialdemokratiſches oder ein antiſemiſches Programm einſchwört. Ein Programm iſt ein Stück Papier. Der leiſeſte Wind kann es verwehen — und in Revolutionszeiten pflegt der Wind bisweilen etwas ſtark zu wehen. Die geiſtige Unſelbſtändigkeit wird dieſes Gros des Proletariats auf nicht abſehbare Zeit jeder Macht unterordnen, die ſich als Macht ausweiſen kann.

Digitized by Google

Man kann sich von dieser Thatsache leicht überzeugen, wenn man ihr Verhältnis den Schutzleuten gegenüber beobachtet. Im Innersten hegen sie einen geradezu fanatischen und nur allzuberechtigten Haß gegen diese Beamten (den sog. Blaukoller). Und doch möchten sie es einzeln mit ihnen nicht verderben. Selten wird der Durchschnittsproletarier die Gelegenheit versäumen, sich bei einem Blaurock lieb Kind zu machen. Ein bestimmter Fall. Jeder kennt zur Genüge die Straßenscene, die sich beim Sturz eines Droschenpferdes abspielt. Im Nu sammelt sich eine Gruppe neugieriger Zuschauer um den Wagen. Mitten aus der Gruppe hervor blinkt die Helmspitze eines Schutzmanns, der bei solcher Gelegenheit schnell bei der Hand zu sein pflegt. Nun sehe man sich die nähere Umgebung des Schutzmanns genauer an. Man wird staunen, wie häufig da irgend eine Ballonmütze zu bemerken ist, die mit der unterthänigsten Rekrutenmiene auf den „Herrn Polizeirat" einspricht!

Bezeichnend ist auch eine kleine Scene, deren zufälliger Zeuge ich war. Das Pferd eines Arbeiterwagens scheute und ging durch. Man sah die krampfhaften Versuche des Kutschers, das Tier zum Stehen zu bringen. Hinter dem Wagen her ein Schutzmann. Der Name des Besitzers ist an der Seite angebracht, er kann also den Verbrecher vorläufig nicht aufschreiben. Da kommt von der andern Seite ein Proletarier. Er liest Namen und Adresse, und — giebt beides dem Schutzmann an.

Irgend welche Entrüstung über solche Scenen zu

Digitized by Google

äußern, ist im Grunde überflüssig. Stolz, Edelsinn, Consequenz sind Tugenden, die sich mit einem leeren Magen nicht gern befreunden. Nur vor einem möchte ich warnen. Die herrschende Macht bilde sich doch ja nicht ein, derartige Vorkommnisse seien symptomatisch für ihre Volkstümlichkeit. Heute noch zieht die „Hurrakanaille“ nach dem Takt der Militärmusik durch die Straßen, brüllt jeder offiziellen Größe sein Hoch zu und begegnet den Staatsuniformen mit einer gewissen Demut. Sollte aber je ein Zeitpunkt eintreten, an dem diese Mächte etwas an ihrer Kraft eingebüßt haben, so werden sie die wahre Gesinnung der „breiten Schichten des Volks“ deutlich genug zu sehen bekommen. —

So wenig Abwechslung der Teil des Proletariats bildet, der nie das Leben der „Gesellschaft“ kennen lernte, so lebendig erscheint das Bild der „Deklassierten“. Eine wahre Rumpelkammer, die das Gerümpel aller möglichen Stufen unsrer Gesellschaft beisammen sieht. Da trifft man den untergegangnen „kleinen Mann“ neben dem verbummelten Corpsstudenten, den ehemaligen Offizier neben dem verkrachten Spekulanten, den idealen Kandidaten der Theologie neben dem ewigen Zigeuner. In ihren Gedanken wie ihrem ganzen Benehmen zeigen sie fast alle Rudimente ihrer früheren Stellung. Der Corpsstudent beobachtet beim Trinken dem „akademisch gebildeten“ Proletarier gegenüber alle Regeln des Comments. Der ewige Zigeuner schließt sich kameradschaftlich eng jedem an, der sich als Künstler auszuweisen vermag. Sogar ihre moralischen Grundsätze haben viele durch alle Not und alles Elend hindurchzuretten gewußt. Ich

Digitized by Google

erlebte da einen kleinen Fall, der als typisch hier mitgeteilt sein mag: nach mehreren Tagen „echten“ Proletarierlebens hatte ich die magere Kost der Kaffeeklappen und Volksküchen satt und dachte mir einen Abend etwas reichhaltiger zu gestalten. Zu dem Zweck stahl ich mich aus der Gesellschaft eines Lieutenants a. D., mit dem ich den Tag über zusammen war, fort, um zu Hause ein Dreimarkstück zu holen. Abends treffe ich meinen Begleiter wieder. Schmunzelnd halte ich ihm den Thaler entgegen. Er, auf's höchste verblüfft:

„Wa — wo hast Du das Geld her?“

Ich zucke die Achseln.

„Doch nicht etwa gestohlen?“

„Nanu, wenn ich Hunger habe, und die Gelegenheit —“

„Dann kannst Du Dir Brot nehmen, oder Wurst, oder Schinken, oder was Du willst. Aber Geld — Geld stiehlt man nicht!“ —

Ist die herrschende Moral im Recht, dann ist es die „eigne Schuld“, die alle Deklassierten ins Elend stürzt. Aber diese sogenannte eigne Schuld sieht oft einem sozialen Angriff zum Verwechseln ähnlich. Der verbummelte Student z. B., der verschuldete Offizier, gewiß, sie sind ja auch „selbst schuld“ an ihrem Unglück. Aber sind sie vielleicht nicht auch ein klein wenig Opfer ihres Standes? Der Referendar, dem das Warten zu lang wurde, der Spekulant, der umkam bei einem Bankbruch (ein Unglück nebenbei, das an einem Tag oft Tausende kleiner Bürger und Bauern dem Proletariat zuführen kann), auch die hätten sich ja „alles vorher

Digitized by Google

klar machen" können, hätten nicht so leichtsinnig sein dürfen u. s. f. Aber haben sie nicht auch eine Art Mut gezeigt? Und ist diese Art Mut im Grund nicht die Bedingung des Fortschritts?

„Selbst schuld" an ihrem Elend, das sind unter diesem Gesichtspunkt auch die Unglücklichsten der Unglücklichen: die Ritter vom Geist, die zu sehr ihren Idealen lebten um sich geistig zu prostituiren, und die Edlen, denen das Unglück der Ausgestoßnen zu sehr zu Herzen ging, und die ein offenes Wort, eine Handlung der Großmut um Amt und Stelle brachte. Die rülpsende Philisterweisheit bestreitet allerdings, daß auch geniale Menschen zu Grund gehen können, denn „das Genie bricht sich stets Bahn". Eine Weisheit, die freilich nicht zu widerlegen ist; denn die sie widerlegen könnten, die eben mußten verstummen in ihrer Qual. Verstummen, wie ihre nächsten Geistesbrüder, jene Prometheusnaturen, die darum leiden, weil sie den Niederen das Licht zu bringen wagten.

Und was wird aus all diesen Elementen, die das Elend bis zur Unkenntlichkeit oft durcheinanderwirft?

Man muß beobachtet haben, mit welcher Unermüdlichkeit die „Verkommenen" oft suchen sich mit „ehrlicher Arbeit" durchzuschlagen, und wie sehr die Vorurteile der Gesellschaft sie daran hindern. Die Ächtung der Gesellschaft, das ist ein Fluch, so entsetzlich und grausam, wie bei den niederen Völkern die Ausstoßung aus der Gemeinde. Wehrlos stehen die Unglücklichen da. An hundert Thüren pochen sie an. Sie wissen, daß sie die Arbeit verrichten können, um die sie sich bemühen. Jede

Digitized by Google

Probe, die man für gut hält, ist ihnen recht. Aber man weist sie zurück. Denn — „es fehlen die nötigen Qualitäten".

Nur bei einer Klasse von Arbeitern läßt man sie noch zu: bei den Ungelernten. Sie „dürfen" arbeiten z. B. als Kellner, als Laufbursche oder Kolporteur, in den verschiedenen Zweigen des Straßenverkaufs, als Handlanger, Steinarbeiter, kurz in allen jenen Stellungen, zu denen eine Vorbildung, d. h. die Vorzeigung bestimmter staatlicher Papiere noch nicht erfordert wird. Sind diese Stellen überfüllt, bringen sie das Existenzminimum nicht ein, oder erträgt der Proletarier nicht die bisweilen übermenschlichen Anstrengungen, so bleiben ihm nur noch zwei Wege der Erwerbe: die Bettelei und das Verbrechen.

Die Bettelei als Erwerbszweig hat im Proletariat bereits eine Ausbildung erfahren, die an die Ausbildung eines staatlich anerkannten Gewerbes streift. Mit absoluter Deutlichkeit sondern sich von einander die beiden Klassen der Lokal- und der Hausbettler. Nie würde ein Lokalbettler an eine Hausthür klopfen, und nie ein Hausbettler in der Kneipe vorsprechen. Beide jedoch bevorzugen mit gleicher Consequenz die Arbeiterkreise. Diese Schicht der Gesellschaft, die dem Proletarier so nahe steht und selbst genug den Hunger zu fühlen bekommt, ist von einer gradezu rührenden Freigebigkeit. Nur an den letzten Wochentagen, wenn der Arbeiter selbst in Verlegenheit gerät, suchen sie die Viertel des Besitzes auf. Aber die Nickel, die sie hier zusammenscharren, erreichen nicht den Betrag der Kupfermünzen, die ihnen bei den Arbeiten zufließen.

Digitized by Google

Die Lokalbettler, die ausschließlich auf die Arbeiterkneipen angewiesen sind (in den „Restaurants“ wird ihnen der Eintritt verweigert), suchen den Ausfall der ungünstigen Zeit durch größere Einnahmen in der günstigen zu decken. Mit Vorliebe suchen sie die Lokale der Gewerkschaften an Zahltagen auf. Gewöhnlich werden sie dann von den Arbeitern erst einer Prüfung unterzogen, ob sie einmal „organisiert“ waren. „Verheddern“ sie sich in ihren Antworten, so gehen sie leer aus. Doch die Geriebeneren sind auf solche Fälle vorbereitet. Sie haben sich über die Organisationen genauer unterrichtet, hie und da auch Papiere an sich gebracht.

Untereinander helfen die Bettler aus durch Tausch in den sogenannten Bettlerbörsen, die in den Abendstunden in gewissen Lokalen, in der warmen Jahreszeit auf dem Danzigerfeld (Nähe des Asyls) regelmäßig stattfinden.

Wie alle Teile des Proletariats werden auch die Bettler von der Polizei besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt. Ganze Abteilungen von Geheimschutzleuten, die „Bettelpatrouillen“, werden gegen sie losgelassen. Doch in den meisten Fällen umsonst. Verschiedene Merkmale, die ich hier nicht näher auseinanderzusetzen habe, machen den „Faulen“ (Geheimschutzmann) sofort kenntlich. Erblickt der Lokalbettler, der sein Arbeitsgebiet immer erst überschaut, einen von ihnen, so tritt er gleichgültig an den Schanktisch, „hebt“ einen und verschwindet wieder. Selbst wenn sie auf den bloßen Verdacht hin festgenommen sind, wissen sie sich mit irgend

Digitized by Google

einer Legitimation meist noch vor dem „Pensum“ im Rummelsburger Arbeitshaus zu schützen.

Die Einförmigkeit ihres Gewerbes stumpft die Bettler mit der Zeit in einer Weise ab, die sie jeder Initiative unfähig macht. Jahraus jahrein leben sie ohne ein eigenes Heim. Das „rote Schloß“ (städtisches Obdach), die „Palme“ (Asylverein) werden eine Zeitlang benutzt, gelegentlich in der „Herberge zur Heimat“ oder irgend einer Pennstelle vorgesprochen, oder auch das einfachste Quartier gewählt: „Mutter Grün“ („Wirds wieder Frühling in Berlin — Jehn wir raus bei Muttern Irien“). Ein entsetzliches Drama. Aber sie gewöhnen sich daran. Mit blöder Gleichgültigkeit, ja bisweilen Galgenhumor, verrichten sie die tausend Kniffe ihres Gewerbes. Für die „Gesellschaft“ sind sie dauernd verloren. Aber auch die Umsturzpartei findet hier nicht ihre besten Rekruten.

Furchtbar dagegen, ein brennendes Menetekel, ist die Klasse derer, die zu stolz sind als Bettler zu knieen vor der Gesellschaft, die sie zurückstieß, und die nun der Göttin des Verbrechens dienen, jener furchtbaren Gottheit, die blind waltet und blind zuschlägt — wie die Gerechtigkeit.

Sie sind die Minderheit des Proletariats, aber von allen sind sie die leidenschaftlichsten und energischsten Naturen. Immer wieder beleben sie die dumpfgährende Masse, die aus allen Ständen und Landesteilen zusammenkamen, und die das Elend so einheitlich zusammenfaßt. Ihre sich häufenden und stets entsetzlicheren Thaten legen der Gesellschaft eine Frage vor, die sie

Digitized by Google

nicht mehr überhören darf, wenn ihr das eigne Leben etwas gilt.

Und welche Antwort giebt sie ihnen?

* * *

Ich bin ein deutscher Schriftsteller, an Mißverständnisse also gewöhnt. Mißverständnisse können gefährlich werden. Zumal in politischen Dingen, denn der Paragraph der Redefreiheit ist vieldeutig wie Programmmusik. Trotzdem, ich kann die Erklärung nicht unterdrücken: die Art, wie der Staat die Frage des Proletariats zu beantworten sucht, könnte einen Ahlwardt des Antianarchismus zu der Behauptung verleiten, unsre Beamten seien die bestochenen Subjekte einer „alliance internationale anarchiste".

Wer eine Lösung der gesellschaftlichen Rätsel für ausgeschlossen hält und nur noch eine blinde Revolution um der Revolution willen herbeiwünscht, kann sich keine bessere Stellung des Staats denken, als die gegenwärtig höheren Orts beliebte. Das ist eine Politik, bei der es über kurz oder lang zu einem Tag der Abrechnung statt des Ausgleichs kommen m u ß.

Die Bildungsphilister sind entsetzt über die „Rohheiten" des Proletariats. Wer auch nur kurze Zeit mit den Proletariern zusammen lebt, ihre Entbehrungen durchkostet, und dabei erfahren muß, in welcher — sagen wir Rücksichtslosigkeit der Staat ihm entgegentritt, wenn er statt reiner Wäsche schmutzige Lumpen trägt, der staunt nicht mehr über die Ausschreitungen des Proletariats, sondern

Digitized by Google

über seine Zurückhaltung. In dieser „Rohheit“ liegt unendlich viel Adel und Entsagen begraben. Man sollte die staatliche Behandlung eines solchen „rohen Menschen“ kennen, um zu begreifen, daß dieser Mensch die Rohheit nötig hat, so nötig wie den Trunk: zur Betäubung seines Elends.

Aber das eben ist das Schlimme, daß man noch immer nicht weiß, wie eigentlich die „Hefe der Gesellschaft“ behandelt wird. Eine Broschüre über das Obdachlosenasyl kam mir jüngst zu Gesicht. Das Titelblatt trug eine Zeichnung, die für diesen Fall sehr charakteristisch ist: eine jener bedauernswerten Gestalten in Lumpen; vor der Schwelle eines Hauses bricht er halb ohnmächtig zusammen; da schwebt ein Engel vor ihm nieder und öffnet die Thür; die halbgeschloßnen Augen des Unglücklichen starren ungläubig in ein behaglich durchwärmtes Zimmer mit Federbett, Kachelofen, Bügerregal und einem Tisch voll dampfender Speisen; vor Staunen wagt er sich nicht weiter, und der Engel muß ihn erst mit sanfter Gewalt in das anheimelnde Nest hineingeleiten.

Daß ein solches Bild gezeichnet werden konnte, daß man es sah ohne empört zu sein über die furchtbare Frivolität die darin liegt, das ist ein Beweis, wie wenig man das Leben der unteren Zehnmillionen kennt. In einem Engel sieht man das Symbol der Wohlthätigkeit des Staats: der Engel sieht in Wirklichkeit einem Schutzmann verzweifelt ähnlich. Hätte der Künstler jenes Bildes (Paul Meyerheim wenn ich nicht irre) einen Schutzmann hierhergesetzt, der dem Lumpenprole-

Digitized by Google

tarier allerdings die Thür öffnet, nur mit ein wenig anderen Geberden: das wäre ein Motto in Linien gewesen, bezeichnend nicht nur für die Art, wie man dem Volk Wohlthaten erweist, sondern für sein ganzes Leben.

Die Polizei, das ist die vornehmste Verkörperung des Staats für den Proletarier. Zu jeder Zeit, an jedem Ort steht sie ihm drohend vor Augen. Er sieht sie, wenn er verzweifelt auf Arbeit lauert, wenn er seine erstarrten Glieder wärmt oder für seine zusammengebettelten Pfennige sich erfrischt. Und wenn sein ausgehungerter Körper der Wirkung eines flüssigen Betäubungsmittels unterliegt, sofort ist auch die Polizei zur Stelle und beeilt sich, den entrüsteten Bürger von dem lästigen Anblick des „versoffnen Kerls“ zu befreien.

Aber damit nicht genug. Der Staat entblödet sich nicht, die Dienste gewisser ehrenwerter Männer in Anspruch zu nehmen, deren Gewerbe mit einem parlamentarischen Ausdruck nicht zu bezeichnen ist. Ich schweige von den Spitzeln, diesen Zuhältern der Bureaukratie. Sie verstehen es wohl, die harmlosesten Menschen auf die quälerischste Art zu verfolgen, aber man kann sich mindestens von ihrer Gegenwart überzeugen und sich danach richten. Was soll man aber von den Kreaturen sagen, die im Auftrag des Staats gleichzeitig die Dienste eines Spions und eines Henkerknechts verrichten! Bei Zusammenkünften des Proletariats, Versammlungen von Arbeitslosen u. dergl., mischen sich diese „Achtgroschenjungen“ — so nennt sie das Volk — unter die Menge. Harmlose Zuschauer dem Anscheine nach, im Äußeren

Digitized by Google

von ihrer Umgebung nicht zu unterscheiden. Sobald es jedoch zu der geringsten Reibung kommt zwischen Polizei und Proletariat, werfen sie die Maske ab. Unter den zerlumpten Kitteln ziehen sie die Gummischläuche hervor und schlagen blindlings los auf die Menge, für die es in dieser zwiefachen Bedrängnis keinen Ausweg mehr giebt.

Die Existenz der „Achtgroschenjungen", agents provocateurs u. s. w. wurde bisher von maßgebender Seite hartnäckig geleugnet. Seit dem 18. Januar ist dieses Leugnen nicht mehr möglich. An diesem Tag ließ der Staat sich zu einem Gewaltstreich hinreißen, der sein Verhältnis zum Proletariat in der allergrellsten Beleuchtung zeigt. Die Ereignisse sind für die glorreiche Art des Staats, soziale Dinge zu behandeln zu charakteristisch, um hier nicht eingehender dargestellt zu werden.

Die Anarchisten hatten eine Versammlung von Arbeitslosen in die Brauerei am Friedichshain einberufen. Kurz vor Anfang der Sitzung wurde der Vorsteher der Versammlung verhaftet. Da er im Besitz der Anmeldebescheinigung war, konnte die Versammlung nicht stattfinden. Ein Arbeiter teilte den Anwesenden den Vorfall kurz mit. Gleichzeitig fordert er sie auf, den Saal ruhig zu verlassen und sich nicht zu dummen Streichen hinreißen zu lassen.

Eine überflüssige Aufforderung. Wut und sonstige erregte Stimmungen kennt man nur in den ersten Stadien des Hungers. Später verwandelt sich das in Furcht und Abspannung. Die „gradezu unheimliche

Digitized by Google

Ruhe", von der die Berichterstatter aller Zeitungen so verblüfft waren, mußten die Arbeitslosen draußen ebenso bewahren wie im Saale selbst. Ihr leerer Magen sorgte schon dafür.

Man verließ denn auch das Lokal mit der dumpfen Stille einer Trauergesellschaft. Langsam, wie das bei einer Menschenmenge von mehreren tausend Köpfen nicht anders möglich ist, suchte man sich dann zu zerstreuen.

Dieses tempo moderato war zuviel für die reizbaren Nerven der anwesenden Schutzmannschaft. Im gestreckten Galopp sprengte plötzlich eine Abteilung berittener Schutzleute in die Masse hinein.

Das Signal war gegeben. Die Schutzleute zu Fuß „zogen blank" und forderten mit rotgeschwollenem Gesicht die Massen zum Auseinandergehen auf.

Dort wurde man von Schutzleuten zusammengepreßt, hier zum Auseinandergehen aufgefordert — ein schwieriges Problem, mit dem man so bald nicht fertig werden konnte. Das war natürlich wieder Auflehnung gegen die Staatsgewalt, und nun konnten auch die Achtgroschenjungen ihr sauberes Handwerk antreten. Mit der blanken Waffe, Gummischläuchen und Stöcken wurden nun die Wehrlosen bearbeitet.

Sie suchten sich in den Häusern zu verkriechen. Doch dank des staatlichen Louistums wurden sie meist schon aus den Fluren hervorgezerrt und den Knütteln überliefert. Waren die Verfolgten schneller, so raste man ganze Treppen hoch hinter ihnen her.

So entrüstet waren die Anwohner der Straßen (die Inhaber der Vorderhäuser, wohlverstanden), daß sie

Digitized by Google

die zerlumptesten Gestalten aufnahmen und die That den nachsetzenden Beamten gegenüber leugneten*).

Und bei alledem hatte die Polizei fast gar keine Gelegenheit Verhaftungen vorzunehmen, weil — sich niemand wehrte. Kann es eine furchtbarere Anklage gegen den Staat geben, als diese schlichte Thatsache?

Die Stellung der Zeitung zu diesem denkwürdigen Ereignis schließt jeden Zweifel an der Unschuld des Volks aus. Die Reporter der verschiedensten Parteien bezeugen einstimmig, daß die Arbeitslosen sich in- und außerhalb des Saals „gradezu musterhaft" ruhig betrugen, daß die Polizei ohne Grund einsprengte, und daß sie wie ihre edlen Gummischläuche ohne Ansehen der Person losprügelten, „sogar auf Unschuldige" („Unschuldige" — man sieht, das Proletariat ist der Gesellschaft unter allen Umständen verdächtig).

Rühmliche Ausnahmen machten nur der „Lokalanzeiger" und die „Kreuzzeitung". Der Lokalanzeiger, dieses billigste und deshalb von der satten Ehrbarkeit am innigsten geliebte Dämchen unsrer Preßdemimonde, hatte die Liebenswürdigkeit, von einem „süßen Mob" zu reden. Nebenbei, der Lokalanzeiger nährt sich von

*) Bei einer solchen Gelegenheit ereignete sich (nach dem „Sozialist") ein Vorfall, der die ganze Hundedemut sogenannter Deutscher vor uniformierten Puppen wieder einmal beleuchtet. Ein gewisser Herr Lisiak (der Name dieses Edlen verdient schon eine ehrenvolle Erwähnung), Portier eines Hauses der Friedenstraße, meldete den Schutzleuten, die bereits die Treppe herunter waren, es verbärgen sich oben noch Flüchtlinge. Jaja, „die Deutschen fürchten ihren Gott, sonst aber niemand auf der Erde".

Digitized by Google

Annoncen, die zum größten Teil dem süßen Mob gelten. Die „neue preußische Kreuzzeitung“ war, zu ihrer Ehre sei es gesagt, einer direkten Unwahrheit allerdings nicht fähig. Sie giebt zu, daß die Versammlung sich „in durchaus ruhiger Weise“ trennte, und daß „der gut gemeinte Eifer der Mannschaften hier und da wohl etwas zu weit vorging“. Doch sie durfte dabei nicht die chevalerésken Neigungen ihrer abonnierenden Reservelieutenants und adligen Gänse verletzen, und so schloß sie ihren Bericht mit folgenden Hymnus auf die berittene Schutzmannschaft:

„Bisweilen machte der scharfe Ritt, der übrigens die Sicherheit und Fertigkeit der Reiter und die Zuverlässigkeit der staatlichen Schutzmannspferde auf dem immerhin glatten und feucht-schlüpfrigen Pflaster giltig und schneidig in die Erscheinung treten ließ, den Eindruck einer Attake.“

Doch die Meinung der Zeitungen besagt hier nichts. Daß die Presse nicht soviel Macht hatte, die Polizei zu einer Äußerung der Reue zu zwingen, daß sie nach kurzer Mitteilung des „Falles“ zur erbärmlichsten Tages- und Nachtsordnung überging, das reicht hin, das Urteil über diese bis ins Mark verfaulte „siebente Großmacht“ zu sprechen. Ein Zeuge dagegen, ein Augenzeuge hat die Vorgänge dieses Tags verfolgt und sie in einer Schilderung wiedergegeben, an der wohl auch die staatlichsten Persönlichkeiten kein Wort werden bezweifeln dürfen. Das ist M. von Egidy. Einer der allzuseltenen, die den Mut haben, persönlich das Elend aufzusuchen und ihm ins Auge zu sehn. Im 6. Heft

Digitized by Google

seiner Zeitschrift „Versöhnung“ hat er seine Betrachtungen vom 18. Januar niedergelegt.

Er beginnt mit einer allgemeinen Einleitung, aus der für die Abonnenten des „Lokalanzeigers“ folgende Stelle mitgeteilt sein mag: „Hat wohl einer der christlichen Zeitungsleser daran gedacht, daß unter dem ‚viel Volks das Jesus nachfolgte‘ recht viel Mob gewesen sein mag? Hat wohl einer der christlichen Zeitungsleser daran gedacht, daß Jesus selbst ‚nicht hatte wo er sein Haupt hinlegte‘?“

Darauf eine Schilderung der Vorgänge.

Er betritt den Saal: „So sehr ich nach einem freundlichen Bilde suche, wenn ich dem Leser verständlich werden will, kann ich nur sagen: „man meinte in einen Saal zu treten, in welchem Gefangenen als besondere Vergünstigung verstattet sei, den Sonntag-Nachmittag zu verbringen.“

Man geht auseinander: „Auch die Aufhebung der Versammlung änderte diesen Eindruck in nichts. Ich habe noch nie eine Beerdigungsversammlung den Kirchhof so ruhig verlassen sehen, wie hier die Menge sich erhob um auseinanderzugehen und auseinanderging.“

Und nun die Attake: „Die einzelnen Vorkommnisse so wenig wie das ganze Bild lassen sich richtig wiedergeben. Zur Ehre der einzelnen Schutzleute nehme ich an, daß, wenn sie jemals als Soldaten von einem Unteroffizier behandelt worden wären, wie hier nicht unter den Kriegs-Artikeln lebende preußische Männer behandelt wurden“ (von Schutzleuten nämlich), „sie sich beschwert haben würden. Das aber weiß ich, das brauche

Digitized by Google

ich nicht erst anzunehmen: Jedermann im Vaterlande, welcher für sich die Bezeichnung ‚christlich' oder ‚religiös' oder ‚gesittet' oder ‚vernünftig' oder ‚gut' oder ‚anständig' oder ‚feinfühlend' in Anspruch nimmt, würde, wenn er jene 15 bis 20 Minuten mit erlebt hätte, von einem unsäglichen Schmerz erfüllt sein. Nicht etwa eine ernste Schlachten- oder Gefechtsszene war es — nein: das sind willkommene Momente gegenüber dem Eindruck, der sich hier des empfindsamen Menschen bemächtigte. . . . Ich glaube, daß selten die feindselige Erregung des Soldaten einen so hohen Grad erreichte, wie er sich hier bei den einschreitenden Schutzleuten teilweise offenbarte. Was aber das noch viel Traurigere ist, das ist die fürchterliche Angst, die sich der Unbewaffneten bemächtigte. Furcht aus Entkräftung, und Furcht aus dem Bewußtsein heraus, selbst mit schuldlosem Gewissen vor peinlich entwürdigender Behandlung nicht sicher zu sein."

Zum Schluß bittet Egidy um „ein einziges, rückhaltloses, schönes, warmes Wort der Betrübnis über die Vorkommnisse, aus berufenem Munde an geeigneter Stelle, dazu ein solches Wort ernsten Entschlusses, zu wirken, daß solchen Vorkommnissen jede Veranlassung endgültig entzogen werden sollte."

Edler Schwärmer! Der Staat dachte anders. In seinem schön stilisierten amtlichen Bericht belehrte er Egidy und alle übrigen Teilnehmer der Versammlung, daß sie sich überhaupt in ihren Wahrnehmungen getäuscht hatten. Die offizielle Wahrheit ist folgende:

Digitized by Google

„Am 18. Januar vormittags versuchte eine Anzahl derjenigen Personen, welche zu einer in der Brauerei Friedrichshain einberaumten, aber wegen Ausbleibens des Einberufers nicht zu stande gekommenen Versammlung von Arbeitslosen sich zusammengefunden hatten, sich auf der Straße zu einem Zug zusammenzuschließen. Sie wurden jedoch daran verhindert."

— — — — — — — — — — — — — — —

Kein Wort soll hier gesagt werden gegen die Schutzleute im Einzelnen. Es sind das Beamte von meist so geringem Gehalt, daß sie Ursache haben könnten, mit den Arbeitern gemeinsame Sache zu machen. Auch daß sie sich im Verkehr mit dem Proletariat zu solchen brutalen Rohheiten hinreißen lassen, soll ihnen nicht verdacht werden. Du lieber Gott, wer ist nicht abhängig von Ideen! Wenn Leuten von mangelhafter Geistesschulung tagaus tagein der Haß gegen das Proletariat gepredigt wird, dann ist es am Ende erklärlich, wenn sie an einen „Erbfeind" glauben und mit einem wahren Don-Quixote-Mißtrauen jeden Kerl in Lumpen ansehen. Man verzeiht ihnen schließlich alles.

Die Leute dagegen, die ihnen den Haß predigen, die haben wir ein Recht zur Verantwortung zu ziehen. Und nicht nur das Recht, es ist die heilige Pflicht jedes Menschen, der die Kultur liebt und von einer sinnlosen Revolution nichts wissen will. Und dieser Pflicht gehorchen wir, wenn wir die Anklage erheben gegen die wahren Hetzapostel, die eigentlichen Schürer des gesellschaftlichen Hasses — die Anklage gegen die Bureaukratie.

Digitized by Google

Noch jedesmal war die Bureaukratie das Haupthindernis, galt es einen gesellschaftlichen Mißstand zu beseitigen. Sie allein trägt die Schuld an der 48-er Revolution. Und wenn diese Revolution so schnell und ruhig vorüberging, dann ist das nicht zum wenigsten den Männern zu danken, die unerschrocken den Leuten vom grünen Tisch die Wahrheit sagten. Mit Lagarde ist der letzte dieser alten Trotzköpfe heimgegangen. Sollte nicht bald, sehr bald eine neue, noch kühnere Generation der alten folgen, wird eines Tags ein Sturm losbrechen, gegen den selbst die „große Revolution" ein harmloses Kinderspiel ist. Man verlasse sich doch nicht zu sehr auf seine „bewehrte Macht". Auch Soldaten sind Menschen. Zudem: die Bomben des jüngsten Paris sind ein Einwand, der immerhin einige Berücksichtigung verdient. . . .

„Alles Elend in der Welt ist eine Folge davon, daß die Hälfte der Menschheit nicht weiß, wie die andre lebt." Das ist ein Satz, der auch für unsere Bureaukraten gilt. Es ist Zeit, sie darauf aufmerksam zu machen, nötigenfalls Hochwohldieselben zu zwingen, diesbezüglich einschlägige, ihnen unterbreitete Informationen zur gef. Durchsicht entgegenzunehmen.

Unglaublich, welche Brillenweisheit und Brillenkurzsichtigkeit noch heute am grünen Tisch waltet! Sollte das grüne Zeug am Ende abfärben? — Wurde da den Herren eine Kateridee vom Reichsbiertisch in der Leipzigerstraße mitgeteilt: man möge doch eine „Statistik der Arbeitslosen" aufnehmen, damit man endlich einmal ein genaues Bild des Proletariats bekäme. Hätte

Digitized by Google

man auch nur die allergeringste Kenntnis der „einschlägigen Verhältnisse“ gehabt, man würde dieses sonderbare Ansinnen mit höflichem Dank für den guten Willen der guten Reichstagsboten umgehend „abschlägig beschieden“ haben. Keine Enquête der Welt würde es fertig bringen, eine ziffernmäßig genaue Angabe über die Zustände des großstädtischen Proletariats zu geben. Unzählige Falschangaben würden unterlaufen, von den „verkommenen Existenzen“ wie denen, die nicht ganz reinen Gewissens der Obrigkeit gegenüber sind. Aber selbst wenn das Unmögliche möglich werden sollte, wenn man selbst von allen Proletariern die genauesten Personalien aufgenommen hätte, selbst dann würde man mit diesen Papieren nicht die geringsten Berechnungen anstellen können. Die Dynamik des Proletariats liegt nicht in Ziffern. Ein Deklassierter kann gefährlicher werden als hundert Zugewanderte. Hier treten die feineren psychologischen Unterschiede hervor, denen man nicht mit mathematischen Tabellen, sondern nur mit einer ganzen Persönlichkeit gerecht wird.

Aber was wissen die Herren am grünen Tisch vom Proletariat! Sie fanden den Vorschlag der hinkenden Reichsboten „acceptabel“ und beschlossen, ihn auszuführen. Sie stellten einen sauberen Fragebogen mit 15 Fragen auf und machten sich damit ins Asyl. Die drei letzten Januarnächte dieses Jahres waren die Zeit, in der die famose Komödie sich abspielte. Man hielt eine Baracke frei, schloß alle übrigen sorgfältig ab und trieb nun der Reihe nach die Insassen der verschiedenen Baracken in den geheiligten Raum, wo zehn Kanzlisten unter der

Digitized by Google

Aufsicht dreier Stadträte und eines Statistikers ihres Brillenamtes walteten.

Einer dieser Stadträte veröffentlichte einen „vorläufigen Bericht“ im Berliner Tageblatt. Danach dauerte die Vernehmung in der ersten Nacht bis vier, in der zweiten und dritten bis zwei Uhr morgens. Vernommen wurden das erste mal 3200, das zweite mal 3100, zuletzt 2900 Personen. Auf 3200 Männer kamen nur ungefähr 80 Frauen.

3200, 3100, 2900 — ist es möglich, daß diese einfache Progression den Herren nicht bereits zu denken gab über die Ausführbarkeit ihres Unternehmens? Und dann die Verhältnisziffer zwischen Männern und Frauen —? Der Herr im Berliner Tageblatt versucht eine Erklärung zu dieser auffallenden Thatsache. Die Männer, belehrt er uns, sind deshalb so in der Mehrzahl gegenüber den Frauen, weil sie — mehr dem Trunk ergeben sind.

Hm — ist ja wahr, „der Suff verdirbt die Besten“. Aber ich weiß wirklich nicht, war der betreffende Herr denn niemals jung? Oder hat das Gedächtnis bei ihm bereits so nachgelassen, daß er so gar nicht weiß, wo eigentlich die obdachlosen Frauen ihr Obdach zu finden pflegen?

Der letzte Berliner Schusterjunge besitzt eine größere Weltkenntnis wie die hochwohllöblichen Herren, die mit zur Lösung sozialer Fragen berufen sind . . . Egidy muß doch wohl recht haben: das preußische und das deutsche Volk befinden sich noch im Kriegszustand.

* * *

Digitized by Google

Die Bureaukratie scheint keine Ahnung zu haben von der ungeheuren Kraft, die aufgespeichert ist im Proletariat. Nie würde sie es sonst versuchen, mit ihren Schutzleuten das Proletariat zu meistern. Sie würde einsehen, daß keine Gewalt der Erde mehr im stande ist, diese Macht zu unterdrücken.

Aber noch etwas anderes würde sie zu ihrem größten Staunen bemerken: das nämlich, daß diese Macht in Wirklichkeit so finster gar nicht aussieht, wie es die verstaubte Aussicht ihrer Bureaufenster ihnen vormalt. Sie würde sehen, daß man diese Macht nur in die rechten Bahnen zu leiten hätte, um sie im Aufbau so gewaltig zu machen, wie sie gewaltig werden könnte im Zerstören. Läßt man ihr freien Lauf, kümmert man sich nicht um sie, dann freilich ist es der Blitz, der blindlings einschlägt und ein kunstvolles Gebäude zerschmettert zu einem Haufen Trümmer. Fängt man sie aber auf, versteht man sie zu sammeln und zu leiten, dann ist es eine Zaubermacht, die wie zum Spiel die Räder ungeheurer Maschinen dreht, die uns den Weg bahnt durch kolossale Felsen, uns über Meer und Länder trägt, und sandige Wüsten verwandelt in blühende Äcker.

Wie gesagt, das alles ist dem Bureaukraten unbekannt. Aber, Gottlob, neben den Leuten, die sich zur Beschäftigung mit dem Proletariat berufen wissen, giebt es doch auch einige, die sich auserwählt fühlen dazu. Was sie in Gegensatz bringt zu aller Bureaukratie, ist der tiefe Wunsch, die Kraft des Proletariats nicht zu brechen, sondern zu bergen. Sie kennen das Gesetz der Kraftverwandlung.

Digitized by Google

Aber dieſe Erkenntnis iſt auch ſo ziemlich ihr einziges gemeinſames Beſitztum. Wie man jene Energie bergen und leiten ſoll, darüber gehen ihre Anſichten ſo ſtark auseinander wie die Diagnoſen verſchiedener Ärzte. Da ſchlägt der eine von ihnen vor, dem Proletarier einen Teller Suppe zu geben, der andre, ihn mit größerem Kredit zu beglücken. Wieder andere leſen ihm aus alten Gebetbüchern vor und lehren ihm ihren lieben, guten Konfirmandengott. Oder man führt ihn gar aus dieſem undankbaren Vaterland hinweg in irgend einen Sonnen- oder Kaffernſtaat. Wahrhaftig, es ſtünde ſchlimm um den Patienten, müßte er die Segnungen aller dieſer Kuren am eigenen Leib erproben, und es ſcheint mir ein gutes Zeichen ſeiner geſunden Natur, daß er ſie alle der Reihe nach, wie ſie ihm geboten wurden, ablehnte.

Nur zwei Heilmittel hat er ſich bisher nicht entſchließen können ganz zurückzuweiſen Das Rezept zum erſten, ziemlich bittern Mittel verſchrieb die Sozialdemokratie, zum angenehmeren zweiten die Gewerkvereinsbewegung nach Muſter der engliſchen Trades Unions.

Über die weſentlichen Ideen der Sozialdemokratie auch nur ein Wort zu verlieren, hieße Schutzleute nach Berlin ſchaffen. Wir haben ja genügend Vertreter dieſer Partei in Deutſchland, und wer bei dieſen zweibeinigen Programmen auch nur ganz leiſe anfragt, dem werden die ſauberen Programmantworten ſo prompt und glatt verabreicht, als ob er einem gefüllten Automaten das Nickelſtichwort gegeben hätte. Ob die Sozialdemokratie ſo revolutionär bleiben wird, wie ſie zu Anfang war,

Digitized by Google

oder ob sie sich nicht noch herausmausert zu einer Königlich preußischen Revolutionspartei, das will ich hier nicht untersuchen. Sie selbst geben zu, daß Jahrhunderte vergehen müssen, ehe der moderne Staat in ihre Zukunftsgesellschaft „hineinwächst". Was nach Jahrhunderten sein wird, kann uns vorläufig gleichgültig sein. Nur die Vorschläge interessieren uns, die die Sozialdemokratie dem Proletariat für die Gegenwart zu machen weiß.

Und welche sind das?

Tausendmal haben sozialdemokratische Abgeordnete und Agitatoren bei Gelegenheit wirtschaftlicher Ebben, wenn die Not des Proletariats am lautesten schrie, sich über diese Frage ausgesprochen. Der Kehrreim ihrer Reden, Gedichte und Broschüren ist ewig gleich geblieben: „Schafft ihnen Arbeit!" — Welche Arbeit? — „Irgend eine."

Nun, das ist ja freilich ein Vorschlag für die Gegenwart. Daß aber eine Partei, die über Jahrhunderte hinwegzusehen glaubt, in praktischen Dingen einer solchen Politik von heute auf morgen fähig ist, das muß doch einigermaßen verblüffen. Arbeit für den Tag schaffen, das hilft ja allerdings für diesen Tag selbst. Aber für morgen? Und wenn selbst der Arbeitsnachweis so durchtrieben ausgebildet wäre, daß man auch für den zweiten, dritten und alle folgenden Tage den Proletariern eine bestimmte Arbeit zuweisen könnte, wäre damit das Rätsel gelöst? Eine solche Heilmethode ist staatlicher Morphinismus. Wehe dem Patienten, der den Augenblickswirkungen solcher Mittel traut!

Digitized by Google

Bedeutender, ganz unvergleichlich bedeutender scheint mir der zweite Vorschlag. Die Gewerkschaftsbewegung. Durch Lujo Brentano und seine Schüler (G. v. Schultze-Gävernitz vor allen) sind die Ideen einer Organisation der Arbeiter nach dem Prinzip der alten Trades Unions auch in Deutschland bekannt geworden. Die verschiedenen Arten der Arbeit, das ist der Grundgedanke des Systems, sollen sich allmählich zu Koalitionen vereinen von einer Geschlossenheit und Einheitlichkeit, die es den Arbeitern ermöglicht, in ihrer Gesamtheit vom Arbeitgeber zu erreichen, was ihnen einzeln immer verweigert worden wäre. Je mehr dieses System sich ausbildet, desto mehr Gewerbe wird es umfassen. Von den technisch schwer erlernbaren Gewerben wird es allmählich heruntergehen bis zu den einfachsten, ja sogar gewisse Zweige der Hilfsarbeit umfassen können. Immer mehr Elemente des Proletariats werden damit von der Gesellschaft aufgesaugt, in gesicherte Verhältnisse gebracht und zugänglich für eine höhere Kulturbildung.

Die bisherige Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung scheint den kühnsten Hoffnungen entgegenzukommen, Ist doch in London thatsächlich bereits eine Gruppe ungelernter Arbeiter, die Dockarbeiter, zu einer Gewerkschaft zusammengetreten. Aber glaubt man wirklich, daß das ganze Proletariat durch diese Organisationen aufgesaugt werden könne? Und wenn nicht, ist nicht der kleine Rest der Zurückgestoßenen, der zwiefach Zurückgestoßenen gefährlicher als alle die gutgestellten Massen? Ich fürchte, ich fürchte — man hat da wieder zuviel an statistische Tabellen, zu wenig an die Dynamik des Proletariats gedacht.

Digitized by Google

Und dann: das Wesentlichste ist doch nicht die Möglichkeit einer Arbeit überhaupt, sondern die Möglichkeit einer angemessenen Arbeit. Der bestgestellte Arbeiter ist und bleibt ein revolutionäres Element, wenn er nur widerwillig arbeitet. Gerade das hat die schlimmsten Elemente des Proletariats so schlimm gemacht, daß man sie nicht zuließ zu der Arbeit, die ihnen am liebsten schien. Die Begeisterung, die in ihnen lodert, die sie so elend und unglücklich machte, die läßt sich ganz gewiß in keine Kaste zwängen, und wenn es die angenehmste Gesellschaft wäre.

Arbeiterfrage und Proletarierfrage sind verschiedene Dinge. In jener mag die Gewerkschaftsbewegung eine große, auf die Dauer vielleicht die größte Rolle spielen. In dieser ist sie ohne Belang.

* * *

Die schwere Aufgabe des Mittelalters war erfüllt. Ein neuer Mensch rang danach, sich durchzusetzen. Unter furchtbaren Zweifeln und Qualen. Überall reckte die Vergangenheit sich vor ihm auf. Wo er stand umgaben ihn ihre engen Schranken, wo er sich bewegte stieß er an gegen ihre alten Formen. Er wollte er selbst sein, und er konnte es nur, wurde er zum Verbrecher an der Vergangenheit und ihren Formen, zum Verbrecher an der Zunft, an der Familie, dem Volk und der Rasse.

Da erfüllte ihn ein unsäglicher Zorn gegen das Vermächtnis dieser Formen. Er suchte nach der Fessel, die sie so haltbar umschloß und ihn selbst so furchtbar drückte.

Digitized by Google

Und nun wurde es hell vor seinen Blicken. Er sah hinein in das Reich des alten Gottes, das himmlische Reich des großen Unsichtbaren. Wie Provinzen dieses Reiches lagen die gesellschaftlichen Formen der Allgemeinheit da. Er wollte frei werden von diesen Formen: so mußte er sich frei machen vom Reiche Gottes — vom alten Gott.

Auflehnung gegen Gott! Niemand hatte den Gott gesehen. Aber unzählige Geschlechter hatten an ihn geglaubt, und mächtiger als die mächtigste Wirksamkeit beherrschte und bedrückte er nun die Geister. Auflehnung gegen Gott — das war ein Wahnsinn, und nur in einer Form des Wahnsinns konnte der Widerstand sich äußern. . . .

Man verbrannte die Hexen, die einen so gräßlichen Widerwillen gegen die Hostie zeigten. Man verbrannte die Zauberer, die sich empörten gegen Gott und einen Bund eingingen mit dem Teufel.

Aber der Wahnsinn griff um sich. Ganze Gemeinden fielen ihm zum Opfer. Der Teufel fuhr in sie, verzerrte ihre Gesichter zu schrecklich lustigen Fratzen und wirbelte sie umher in wütend heiteren Tänzen.

Und als nun immer noch die Puppen des alten Gottes den neuen Menschen niederzwingen und niederbeten wollten, da brachen sie los die furchtbaren Krankheiten. Die Pest raste durchs Land, der Todesengel hielt seine Orgien, zwang die Menschen zusammen und führte sie in langen, endlos langen Zügen durch die Städte und Länder

Wer wollte sie zurückhalten? Die Leute der Ver-

Digitized by Google

gangenheit schickten ihre Schergen gegen sie. Aber als die sahen und hörten, warfen sie ihre Waffen zu Boden, und folgten selbst den großen Zügen des Elends.

Endlich kam der Tag der Erkenntnis. Man erkannte, daß man zum Verbrecher geworden war am Verbrecher, daß Übergesundheit und nicht Krankheit die Hexen und Zauberer belebt, daß eine furchtbare Last auf ihnen gelagert und sie verdorben hatte. Man nahm sie weg, diese Last: und ein freies, dankbares Aufatmen ging durch die Welt. Die Renaissance war da, und mit ihr der freie Mensch. — — — —

Und wieder ist die Zeit gereift.

Ein neuer Mensch erwacht — und findet sich rings umschlossen von Fesseln, eisig eisernen Fesseln. Er versucht sich zu bewegen. Aber man ergreift ihn und wirft ihn ins Gefängnis. Er legt sich auf gegen die Vergangenheit. Man öffnet ihm das Irrenhaus.

Jedoch der Geist ist kühn. Keine Not, kein Elend kann ihn verschüchtern. Die Scharen häufen sich, die zu ihm halten. Wie lange noch, und endlos lange Züge winden sich wieder durchs Land! . . .

Das ist das große Rätsel des Proletariats. Schlecht, gemein, niedrig, böse nennt man die Proletarier: es sind dieselben Schmähungen, die einst die Widersacher Gottes trafen. Und dasselbe Schicksal ist es, das ehemals die Hexen und Zauberer dem Henker überlieferte, das heute die Verbrecher ins Zuchthaus, unzählige Kranke in die Zelle stößt. Gegen die Vergangenheit haben sie sich aufgelehnt, gegen die „Heiligkeit" der Überlieferung, und deshalb müssen sie leiden.

Digitized by Google

Doch Irrenhaus und Gefängnis reichen nicht hin, die Geächteten zu verwahren. Wie sich vor Zeiten langsam die großen Gemeinden der Empörung bildeten, so heute das Proletariat der Großstädte. Hier kommen sie zusammeu, alle die Opfer der Vergangenheit. Der Bauer, dem die Herrschaft des Altherrn nicht mehr erträglich war, der Verbrecher, der zum Verbrecher wurde weil er nur geschloßne Thüren fand, der Heros, der den Armen die Erlösung bringen wollte, der Unglückliche, dessen Geist zusammenbrach im wahnsinnigen Kampf.

Noch fühlen sie sich verlassen und bergen ihr einsames Elend im Dämmerlicht enger Wohnungen, im Dunkel unbekannter Winkel. Der Strom ist noch nicht geschlossen, der ihre Hände aneinanderfesselt und sie gemeinsam durchzuckt. Aber immer enger schweißt die gemeinsame Not, der gemeinsame Haß sie zusammen. Und schon überkommt es sie bisweilen, in Augenblicken höchster Bedrängnis, wie eine Ahnung ihrer unwiderstehlichen Macht. Dann wanken sie hervor aus ihren Höhlen und scharen sich zusammen. Die Reihen schließen sich zu langen Zügen, und drohend schleppt das Elend seine ausgehungerten Glieder und stinkenden Kleiderfetzen durch die Straßen derer, die sich mächtig dünken, weil sie im Überreichtum prassen können.

Selten sind noch diese Züge, und gering ist ihre Kraft der Anziehung. Aber man wage es noch lange, die Last nicht von ihnen zu nehmen und ihre Übergesundheit in Krankheit zu wandeln, und diese Züge werden nnabsehbar wachsen, werden durchs Land hinrauschen und mit sich schwemmen, was am Wege liegt!

Digitized by Google

Heilig sind sie, die langen Züge des Hungers, und Märtyrer sind, die ihnen folgen. Und man wird ihre Heiligkeit erkennen. Haben wir es nicht schon erlebt, daß die Verachtung der Armen in Haß umschlug, und der Haß in Aufmerksamkeit? Und noch zwei andere Wandlungen wird der Haß erfahren: er wird zum Mitleid werden, und zur — Begeisterung. Zur Begeisterung, die kein Widerstand zu hemmen wagt. Und wollte man es wagen — wie lächerlich, wie elend lächerlich in seiner Ohnmacht solch ein Versuch! Wenn sie sich hetzen lassen, und wären es die sichersten, festesten Reiter auf den zuverlässigsten Pferden, sie werden untergehen wie in einer Sturmflut.

Doch nichts von einer solchen Abrechnung. Sie ist der Blitz, der sinnlos einschlägt, um sinnlos zu zerstören. Noch ist es Zeit, und haben wir den Mut, das Alte, das nicht mehr zu retten ist, abzustoßen, das Neue, das nicht mehr zu hemmen ist, an uns zu ziehen, dann wird die Kraft zum Segen werden statt zum Fluch. Lösen wir die große Doppelaufgabe, die das Leben der Vergangenheit und Gegenwart uns gleich deutlich entgegenrufen: vernichten wir alles, was den Rückschritt fördert und den Fortschritt hemmt.

Der beförderte Rückschritt zunächst. Das ist die Last, die unmittelbar die Geister der Zukunft bedrückt. Ich habe versucht, ein Bild zu geben, wie der Staat grade hier hindernd vorgreift. Wozu, um den schlimmsten Druck auf das Proletariat zu nennen, dieses peinliche, quälerische Polizeisystem? Das East-End Londons kennt keine Polizei. Ist darum das Proletariat dort

Digitized by Google

roher? Beim Ausstand der Dockarbeiter zog das Proletariat, verstärkt durch die Arbeiter verschiedener Gewerbe, in Zügen bis zu 30000 Mann ungehindert durch die City, vorbei an den offenen Läden der Händler und der Bank von England — und keine Hand hat sich vergriffen. Daß auch unsere Elenden so ruhig sich geberden würden, reizte man sie nicht überall und ewig durch den verhaßten Anblick der Polizei, das ist die feste Überzeugung aller Kenner des Volks. Die Protestversammlung des 18. Januar 1894, darüber kann kein Zweifel walten, wäre ohne den geringsten Zwischenfall verlaufen, hätte die Polizei nicht grundlos eingehauen. Und trotz der Rücksichtslosigkeiten, die der Staat sich da zu Schulden kommen ließ, empörte die Menge sich nicht. Will man noch immer behaupten, die Polizei sei hier nötig zur Aufrechterhaltung der Ordnung?

Gar nicht laut genug kann man der Gegenwart die Mahnung zurufen, den Krieg gegen die Verteidiger solcher Innungen, die Männer des Büreaus, mit allen Kräften fortzuführen. Es ist das heiligste Vermächtnis der großen Geister von 48, nicht zum wenigsten des Paul de Lagarde. Der Tod unserer Gesellschaft wäre es, vertrügen wir uns mit jenen Männern, die von der ganzen Welt nichts zu kennen scheinen, als die große Leiter, deren einzelne Sprossen so glänzende Titel führen, und auf der sie selbst langsam heraufzuklettern suchen. Das Volk, das wahre Volk kennen sie nicht. Sie glauben es, wenn sie die Listen ihrer Tabellen auswendig kennen. Ist es ein Wunder, daß sie so oft falsch sehen? Daß sie eitel Friede sehen, wo eitel Elend

Digitized by Google

ist? Ihre Vertrauensseligkeit statistischen Tabellen gegenüber erinnert bedenklich an die Kurzsichtigkeit der russischen Katharina, der man auf ihren Reisen papierene Dörfer vorsetzen konnte. Auch sie glaubte dem Papier und hatte ihre Freude an den augenscheinlich glänzenden Verhältnissen, unter denen ihre Unterthanen lebten; auch sie wußte nicht, daß das Papier geduldig ist, geduldiger selbst als das Volk.

Beseitigung vom alten Druck, das ist die erste Aufgabe, die sich uns aufdrängt. Ihr zur Seite aber steht die andere, größere und schwerere, dem freien Menschen die freie Wahl zu schaffen in der Art, sein Brot sich zu erwerben.

Das ganze Proletariat plötzlich aus seiner üblen Lage retten wollen, das ist auf lange Zeit ein bloßer frommer Wunsch. Aber den Edelsten unter ihnen, den Deklassierten und Verbrechern aus Verzweiflung, denen können wir schon eher günstige Lebensbedingungen schaffen. Wir können es, und vielleicht müssen wir es auch. Es sind die gefährlichsten Elemente des Proletariats, und die nüchternste „Realpolitik" verspürt am Ende den Drang, ihnen zu — helfen.

Doch wie? Sehr einfach: indem wir die Hindernisse beseitigen, die es ihnen unmöglich machten, ihre Kraft an der rechten Stelle einzusetzen. Sie wurden zu Verbrechern, weil sie ihren Unterhalt auf keine ihrer Natur entsprechende Weise erwerben konnten. Es fehlte ihnen an Freiheit der Bewegung Schaffen wir ihnen die, und wir werden in ihnen ebenso leidenschaftliche Freunde der Gesellschaft haben, wie sie jetzt deren wilde Feinde sind.

Digitized by Google

Hier ist der Punkt, der uns die ganze Verschiedenheit des Menschen von gestern und des von heute am klarsten zeigt. Der Mensch von gestern war unpersönlich. Es blieb sich gleich, wo und wie er seine Kraft einsetzte. Staat und Familie mochten ihn hinstellen, wo sie wollten, und konnten sicher sein, daß er that, was sie verlangten, ohne viel nach rechts und links zu sehen.

Anders der Mensch von heute. Das höchste „Sittengesetz" ist ihm nicht irgend ein mystischer, kategorischer Imperativ oder ein schwarz-weißes Pflichtbewußtsein: höher als Staat und Familie steht er sich selbst. Als Zwang empfindet er, was gestern Wohlthat war. Von außen her Bestimmungen anzunehmen, dagegen sträubt sich seine Persönlichkeit, sein Ich im Ich. Freiheit will er in der Wahl seines Berufes — Freiheit vor allem im Wechsel des Berufs. Denn das ist das Bezeichnende jeder echten Persönlichkeit, jedes wirklich modernen Menschen, daß er sich nicht ausgiebt in einer Beschäftigung, daß er strebt, seine Beschäftigung mit der Zeit zu ändern. So verlangt es das Leben, das große Gesetz der Entwicklung.

Aber wer von den Tausenden, in deren Macht allein eine friedliche Umgestaltung der Dinge liegt, hat eine Ahnung von der Natur der Modernen! Sie glauben einen Menschen zu vernichten, wenn sie ihm vorwerfen, er „wechsle seine Ansichten so häufig wie eine Wäsche" — eine Thatsache, die schließlich doch nur von ebenso großer innerer wie äußerer Reinlichkeit spricht. Für charakterlos halten sie, was nur ehrlich ist, und Unbeständigkeit sehen sie, wo frisches Leben quillt. So unglaublich

Digitized by Google

es klingen mag, den Machthabern des 19. Jahrhunderts muß es erst noch bewiesen werden, daß der Mensch thatsächlich sich in mehr als einen Beruf hineinzuarbeiten vermag.

Nun denn, sogar der staatlichste aller Staaten, Preußen kann die Wahrheit der Behauptung an seinen Unterthanen prüfen. Man besitzt hier ja einiges Geschick im Aufstellen statistischer Tabellen. So nehme man doch einmal eine Liste auf über die Beschäftigungsarten früherer Offiziere. Man wird staunen, wie vielseitig selbst die staatlichsten Persönlichkeiten des staatlichsten Staats sein können. Oder man mache auch die Gegenprobe und sehe nach, wieviel Beamte „nebenbei" auch Künstler sind. Und wieder wird man staunen, wie verschiedenartiger Beschäftigung die Vertreter eines andern „Standes" sein können. Vielleicht sieht man sich gelegentlich auch einmal in der Geschichte der Wissenschaften um, und baut etwa eine Statistik auf über große Erfindungen. Und nun wird man sich schämen, wie wenig der vom Staat als wissenschaftlich anerkannten Männer die Wissenschaft gefördert haben.

Will man noch klarere Beweise, so sehe man sich um in dem Erdteil, der dem modernen Menschen die meiste Aussicht bietet: in Amerika. Nicht Einen berühmten Amerikaner giebt es, der ergraut wäre in der Ausübung Eines Berufs. Und nicht nur die berühmten, auch die unberühmten Leute dieses Erdteils sind „charakterlos" im Sinn Europas. Bebel teilt in seinem Buch über die „Frau" (13. Auflage, 1892, S. 282 f.) den Brief eines nach Amerika verschlagnen französischen Ar-

Digitized by Google

beiters mit, der zur Beherzigung ängstlicher Seelen hier wiedergegeben sein mag:

„Ich hätte nie geglaubt, daß ich fähig wäre, alle die Gewerbe auszuüben, die ich in Kalifornien betrieben habe. Ich war fest überzeugt, daß ich außer der Buchdruckerei zu nichts gut sei .... Einmal in der Mitte dieser Welt von Abenteurern, die ihr Handwerk leichter wechseln als ein Hemde, meiner Treu! ich that wie die andern. Da das Geschäft der Minenarbeit sich nicht einträglich genug erwies, verließ ich es und zog in die Stadt, wo ich der Reihe nach Typograph, Dachdecker, Bleigießer u. s. w. wurde. Infolge dieser Erfahrung, zu allen Zeiten tauglich zu sein, fühle ich mich weniger als Molluske und mehr als Mensch."

Ich schweige von der Renaissance und ihren „Vielseitigen" und „Allseitigen". Für diese wunderbaren Prachterscheinungen ist man noch völlig blind.

Und da sind sie im lieben Deutschland nun drauf und dran, die staatlichen Sonderungen der Stände noch immer schärfer auszubilden. Die Examina sollen mehr und mehr um sich greifen. Sogar das Handwerk sucht man mit ihm zu knebeln. Man möchte vom Kleinmeister einen „Befähigungsnachweis" verlangen, wie man dem Studenten in „Semestralprüfungen" auf die Finger sehen möchte. — —

Eine gewisse Sorte von Politikern (die an historischer Echolalie zu leiden scheinen), wird nicht müde, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der unser zivilisiertes Europa von Osten her ausgesetzt sein soll. Russen

Digitized by Google

und Chineſen, bangen ſie, werden für uns noch einmal werden, was die Germanen dem alten Rom, die Tartaren dem Mittelalter waren.

Ruſſen und Chineſen, allerdings, wir müſſen vor ihnen auf der Hut ſein. Aber ich glaube, allzuweit brauchen wir ſie nicht zu ſuchen. Wer die Ruſſen ſind, die in Wahrheit ungefährlich werden könnten, haben wir geſehen.

Und die Chineſen? — Kein Land der Welt verlangt von ſeinen Unterthanen mehr Examina als — China.

Räumen wir auf mit den Ruſſen und Chineſen im eignen Land, und wir brauchen die Ruſſen und Chineſen da draußen nicht zu fürchten.

Buchdruckerei Roitzſch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin SW.

Friede der Judenfrage!

Mit einem bibliographisch-historischen Essay als Anhang,

betitelt:

„Zur Geschichte des Antisemitismus".

Von

Dr. Johannes Menzinger.

Preis Mark 2,—.

Das Unternehmen, den aktuellen und bereits so vielfach behandelten Gegenstand dieser Schrift abermals zu fassen, dürfte sich durch die Bemühung des Verfassers rechtfertigen, dem Thema neue und wichtige Seiten abzugewinnen. Sie erwecken die Hoffnung, daß sie zur Befreiung des Publikums von dem Druck, den diese „Frage" ausübt, einiges beitragen werden. An die Stelle des erbitterten Kampfes soll die Einsicht in die geringe Haltbarkeit seiner Gründe treten und die Mittel, ihn zu vermeiden; an die Stelle parteimäßiger Vorwürfe eine Kritik der bisherigen Sachlage und Kampfesweise.

Im Vertrauen auf den Nutzen eines objektiven Einblicks in diese Dinge ist hier zugleich der Versuch gemacht worden, eine Darstellung der Geschichte des Antisemitismus wenigstens vorzubereiten. Der als Anhang beigegebene bibliographisch-historische Essay will alles Beachtenswertere, das bisher an litterarischen Beiträgen zu jenem Gegenstand erschienen war, übersichtlich zusammenfassen und beleuchten und die verschiedenen geschichtlichen Formen des Antisemitismus, insbesondere das Werden seiner gegenwärtigen Gestalt, in einer Weise darlegen, die für die Kritik des Ganzen förderlich sein und zugleich manche politische Entwicklungen der letzten Jahrzehnte verständlicher machen soll.

Digitized by Google

In unserem Verlage sind erschienen

folgende Werke
von
Otto Julius Bierbaum:

Studentenbeichten. Dritte Auflage. Mit origineller Umschlagzeichnung von Prof. Franz Stuck. M. 1.—
vornehm gebunden M. 2.—

Lobetanz. Ein Singspiel in drei Aufzügen mit Titelvignette von Th. Th. Heine. M. 2.—
vornehm gebunden M. 3.—

Detlev von Liliencron. Ein Dichterporträt. Mit dem Bilde Liliencrons. M. 1.—
vornehm gebunden M. 2.—

25 Jahre Münchener Hoftheatergeschichte. Eine kritische Würdigung der Theaterleitung Karl von Perfalls. Mit 70 Porträts der hervorragendsten Mitglieder des Münchener Hoftheaters. M. 3.—
vornehm gebunden M. 4.—

Die Schlangendame. Novelle. Mit 35 Zeichnungen von Felix Vallotton. M. 2.—
vornehm gebunden M. 3.—

Der bunte Vogel. Ein Kalenderbuch auf 1897. Mit zahlreichen Illustr. von Felix Vallotton und E. R. Weiß. M. 6.—

Die vernarrte Prinzeß. Ein Fabelspiel in 3 Bildern. Mit bunten Steinzeichnungen von E. R. Weiß. M. 3.—
vornehm gebunden M. 4.—

In Vorbereitung:

Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspektive.

Herausgegeben von **Otto Julius Bierbaum:**

Der moderne Musenalmanach. Band I.
Ein Sammelbuch deutscher Kunst. Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums und 23 Illustrationen erster Künstler. M. 5.—
Einbanddecke nach Originalzeichnung von Franz Stuck. M. 6.—

Der moderne Musenalmanach. Band II.
Ein Jahrbuch deutscher Kunst. Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums, 16 Illustrationen erster Künstler und 12 Porträts. M. 5.—
Einbanddecke nach Originalzeichnung von Franz Stuck. M. 6.—

Digitized by Google

In unserm Verlage sind erschienen

sämtliche Werke
von
Richard Dehmel:

Erlösungen. Gedichte und Sprüche.
Elegant broschiert M. 3,—
Vornehm gebunden „ 4,—

Aber die Liebe. Gedichte und Geschichten.
Zweites Tausend. Mit Zeichnungen von Thoma und Fidus.
Elegant broschiert „ 4,—
Vornehm gebunden „ 5,—
Luxusausgabe „ 8,—

Lebensblätter. Gedichte und Anderes. Mit Zeichnungen von Sattler.
Elegant broschiert „ 3,—
Vornehm gebunden „ 4,—
Luxusausgabe „ 7,—

Der Mitmensch. Drama.
Elegant broschiert „ 3,—
Vornehm gebunden „ 4,—

Weib und Welt. Gedichte und Märchen. Mit einem Sinnbild.
Elegant broschiert „ 3,—
Vornehm gebunden „ 4,—
Luxusausgabe „ 6,—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Im **Verlag Kreisende Ringe** (Max Spohr) **Leipzig**
ist erschienen:

von **Franz Evers**

Fundamente. Gedichte . . . . . Preis 3 Mk.
Sprüche aus der Höhe (Zweifarbendruck) . . „ 1 „
Eva. Eine Überwindung . . . . . „ 2 „
Die Psalmen . . . . . „ 3 „
Königslieder 2. Auflage (Zweifarbendruck) . „ 3 „
„ Nummerierte Luxusausgabe auf altjapanischem Büttenpapier (Nr. 1—100) . : Preis 5 Mk.
Maria. Ein Mysterium . . . . . „ 2 „

von **Maria Janitschek**

Lilienzauber. Inhalt: Lilienzauber. In elfter Stunde. Königin Judith . . . . . Preis 2 Mk.*
Gott hat es gewollt. Aus dem Leben eines russischen Priesters Preis 2 Mk.*
Im Sommerwind. Gedichte . . . . . „ 2 „ *
Der Schleifstein. Ein Lebensbild . . . . . „ 3 „ *
Ninive. Roman . . . . . „ 3 „ *
Die Amazonenschlacht . . . . . „ 2 „ *

von **Willy Pastor**

Stimmen der Wüste . . . . . Preis 2 Mk.
Der Andere. Aus den Aufzeichnungen eines Dichters. Preis 3 Mk.*
Wana. Roman . . . . . „ 3 „ *

von **Raph. Ed. Liesegang**

Das bist Du . . . . . Preis 2 Mk.

von **Johannes Schlaf**

Frühling . . . . . Preis 2 Mk.*
Sommertod. Novellistisches . . . . . „ 3 „ *

von **Emil Rudolf Weiß**

Trübungen. Verse und Prosa . . . . . Preis 2 Mk.

Sämtliche Bücher erscheinen mit Bildschmuck von **Fidus, E. R. Weiß** und Anderen in allervornehmster Ausstattung und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Die mit einem * versehenen Werke sind auch **gebunden** zu haben. Der Preis für **gebundene** Exemplare erhöht sich um 1 Mark. Weitere Erscheinungen stehen bevor.

Princeton University Library
32101 068985835

In unserm Verlage erschienen sämtliche

Werke Detlevs von Liliencron.

Romane und Novellen:

Der Mäcen. Erzählungen. 2 Teile in einem Bande. 2. Auflage	brosch. M.	4.50
	geb. „	4.50
Eine Sommerschlacht. Novellen	brosch. „	3.50
	geb. „	4.50
Breide Hummelsbüttel. Roman	brosch. „	3.—
	geb. „	4.—
Unter flatternden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen	brosch. „	3.—
	geb. „	4.—
Krieg und Frieden. Novellen	brosch. „	2.—
	geb. „	3.—
Kriegsnovellen. Drittes Tausend	brosch. „	2.—
	geb. „	3.—

Gedichte:

Adjutantenritte. 2. Auflage. Mit dem Bildnis des Dichters, radiert von Prof. Krauskopf	brosch. M.	2.—
	geb. „	3.—
Kampf und Spiele	brosch. „	2.—
	geb. „	3.—
Kämpfe und Ziele	brosch. „	2.—
	geb. „	3.—
Neue Gedichte	brosch. „	3.—
	geb. „	4.—
Der Haidegänger	brosch. „	1.50
	geb. „	2.50
Ausgewählte Gedichte. Zweites Tausend. In hochelegantem Goldschnittband	nur geb. „	5.—
Poggfred. Kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen. Mit Umschlagbild von Richard Scholz	brosch. M.	3.—
	geb. „	4.—
Luxusausgabe	„	6.—

Dramen:

Arbeit adelt. Genrebild in 2 Akten	brosch. M.	1.—
Knut der Herr. Drama in 5 Akten	brosch. „	1.—
Die Merowinger. Trauerspiel in 5 Akten	brosch. „	1.—
Die Rantzow und die Pogwisch. Schauspiel in 5 Akten	brosch „	1.—
Der Trifels und Palermo. Trauerspiel in 4 Akten	brosch. „	1.—

In Vorbereitung:

Mit dem linken Ellenbogen.

Roman.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Buchdruckerei Rotzsch vorm. Otto Noack & Co.

Pamphlet
Binder
Gaylord Bros. Inc.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1908

This Book is Due

P.U.L. Form 2

Digitized by Google